

Schiller

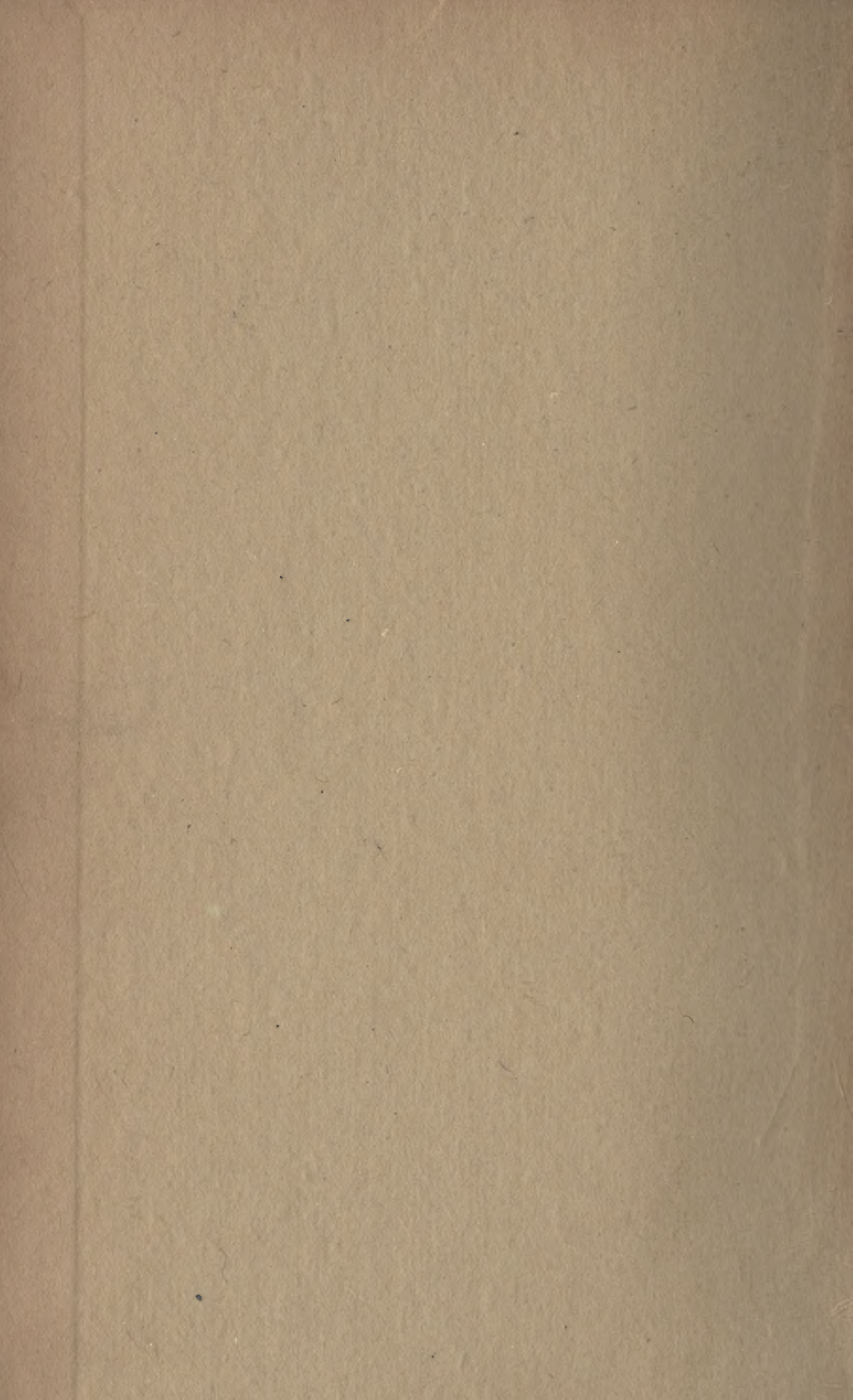
und die

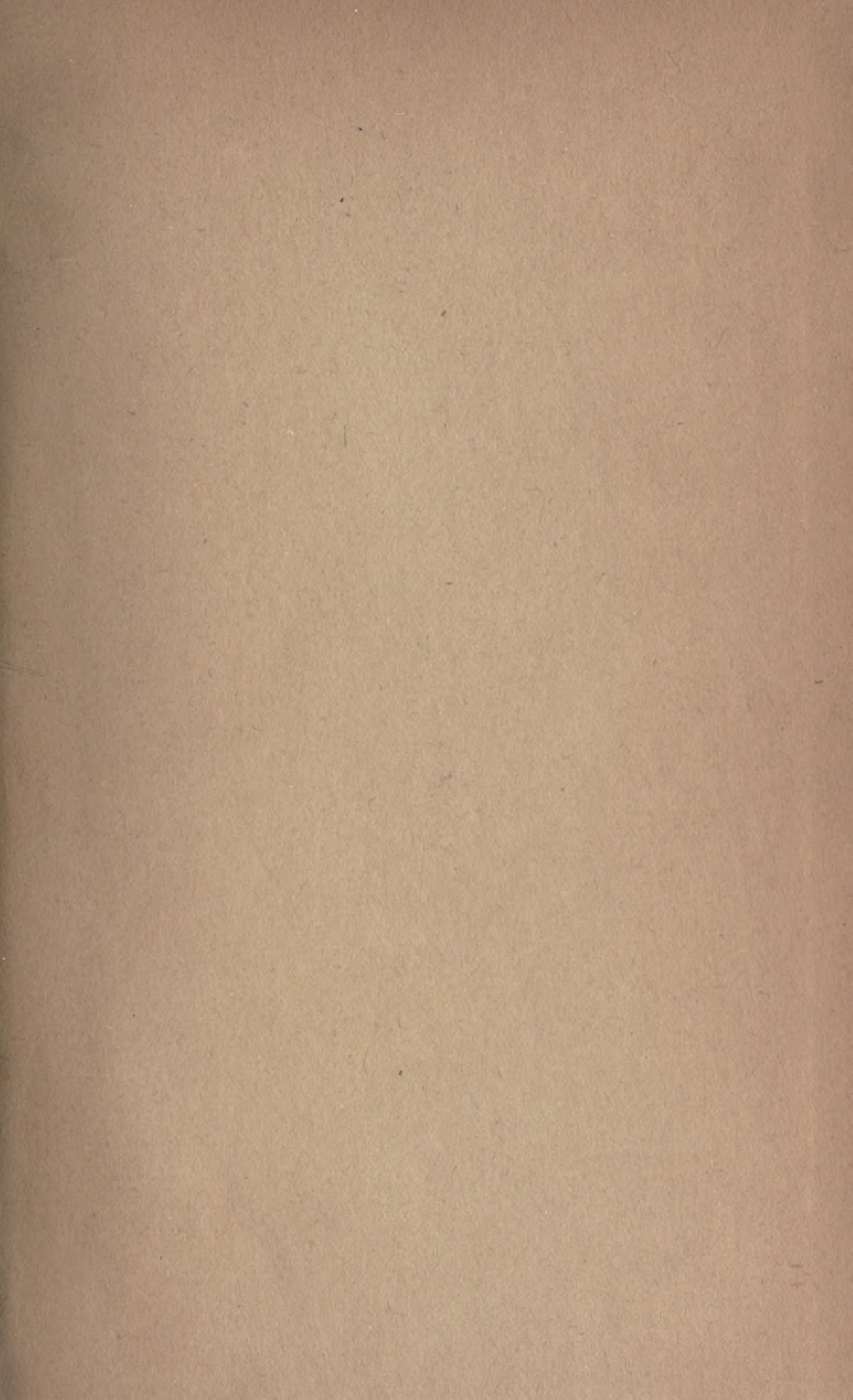
Schwestern von Lengefeld

von

Ernst Anemüller

Detmold 1919, Meyersche Hofbuchhandlung











Charlotte von Lengefeld

Schiller

und die

Schwestern von Lengefeld

Von

Ernst Anemüller



Detmold 1920
Meyersche Hofbuchhandlung.

Meiner lieben Frau gewidmet.



Vorwort.

In harter Zeit flüchtet der gegenwartsmüde Geist gern trostsuchend zu „der Vorwelt silbernen Gestalten“. So wollen auch die vorliegenden Blätter vom Streben, Hoffen, Erringen, vom Lieben und Leiden unsterblicher Persönlichkeiten unserer großen Vergangenheit berichten. Möge die Schrift, die begonnen ist in glücklichen Tagen, vollendet in traurigen Monaten tiefsten Herzeleides, freundlich gestimmte Leser finden.

Detmold, 29. Juni 1917.

E. A.



Inhalt.

Seite

I. Erste Begegnung 11
II. An der Saale 19
III. Zukunftsträume 63
IV. Glück und Leid 109
V. Ausklang 167



I.

Erste Begegnung.

„In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.“
Goethe.



Am 22. Juli 1787 fuhr Schiller von Dresden her in Weimar ein. Eine neue Epoche seines Lebens und Strebens begann für ihn. Der Don Carlos, das letzte seiner Jugenddramen, war vollendet. Jetzt vertiefte er sich mit unermüdlichem Fleiße in seine Arbeiten zur Geschichte des Abfalles der Niederlande und in geschichtliche Studien überhaupt. Neue Ausblicke in Wissenschaft und Kunst taten sich vor ihm auf. Der hochgemute, stolze Mann fühlte bald, daß er auch in Weimar, wenn er sich mit den dortigen Größen verglich, nicht an seinem Genius zu zweifeln brauchte, und er scheute nicht die mühsame Arbeit, die nötig war, um vieles nachzuholen, was ihm infolge seines bisherigen Bildungsganges noch fehlte.

Zugleich aber sehnte er sich mehr und mehr, dem unsteten Literatenleben ein Ende zu machen und eine feste bürgerliche Existenz sich zu begründen. Er war des Wanderns müde und verlangte nach Ruhe für seine Arbeiten ebenso, wie nach der Möglichkeit, seine Schulden allmählich abzutragen. Schon damals knüpfte er Ver-

bindungen mit der Universität Jena an, wenn er auch vorerst von der Uebernahme eines akademischen Lehramtes eine Einbuße an seiner Unabhängigkeit befürchtete.

Aber glücklich fühlte er sich nicht. „Ich führe eine elende Existenz“, schreibt er an Körner am 7. Januar 1788, „elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. . . Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. . . Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen.“ Diese Gedanken wurden ihm, nachdem er in Dresden sich glücklich aus den Banden der seiner unwürdigen Henriette von Arnim gelöst hatte, in Weimar immer klarer. Er hatte Charlotte von Kalb dort wiedergefunden, und die geistvolle, schöne Frau hatte ihn von neuem in ihren Bann zu zwingen versucht, ja sie dachte ernstlich daran, sich Schiller zu Liebe von ihrem Manne scheiden zu lassen. Aber Schiller war ein anderer geworden, als er in Mannheim gewesen war. So viel er ihr verdankte — er ahnte, daß ihm an der Seite dieser unruhigen, übernervösen Frau kein reines Glück erblühen könnte. Eine stille, häusliche Existenz voll reiner Zufriedenheit würde sie ihm niemals haben geben können.

Mitten in Schillers Aufenthalt in Weimar fällt die Episode, die seinem Leben eine feste

Richtung und seiner Seele den ersehnten Frieden bringen sollte, sein Sommerausflug nach Rudolstadt und Volkstedt.

Frau Henriette von Wolzogen, Schillers mütterliche Freundin, hatte einst den Heimatlosen so liebevoll auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen aufgenommen. Jetzt hatte sie ihn dringend immer wieder zu sich nach Meiningen eingeladen, wo ja auch seine Schwester Christophine mit dem Bibliothekar Reinwald verheiratet war. Endlich entschloß sich Schiller rasch zu der Reise. Zwölf Tage brachte er bei der Familie Wolzogen und bei seiner Schwester zu. Dann begab er sich mit seinem Jugendfreunde Wilhelm von Wolzogen, dem Sohne der Frau Henriette, auf die Heimreise. Wolzogen beredete ihn zu dem Umwege über Rudolstadt, um seinen dortigen Verwandten, der Familie von Lengefeld, noch einen Besuch abzustatten. Nur ungern entschloß sich Schiller dazu; er ahnte nicht, daß dieser kurze Umweg für ihn eine Schicksalswende bedeuten sollte. Am 5. Dezember ritten die Freunde über Suhl nach Ilmenau, wo sie übernachteten, und von da am folgenden Tage, morgens um ½7 Uhr aufbrechend, über Königsee nach Rudolstadt. Von Westen her auf die Stadt zukommend, bogen sie an dem trüben Nachmittage des 6. Dezember um 4 Uhr in die damals westlichste Straße des Städtchens, die Neue Gasse, ein, um diese hinunterreitend bei dem Lengefeldschen Hause vorbeizukommen. Sie wurden von den Lengefeld-

schen Damen wohl bemerkt. Diese erkannten ihren Vetter Wilhelm, der scherzend das halbe Gesicht mit dem Mantel verbarg, und waren gespannt darauf, wer der andere Reiter sein möchte. Bald trat der Vetter bei ihnen ein und bat um die Erlaubnis, seinen Freund Schiller am Abend einzuführen. Dieser Abend entschied über Schillers Zukunft.

In dem einfachen, fensterreichen Doppelhause, das, auf zwei Seiten von Gärten und einer breiten Lindenallee umgeben, freundliche Ausblicke auf den weiten Kreis der Berge gewährte, waltete mütterlich die „chère mère", die verwitwete Frau Oberjägermeister von Lengefeld. Mit ihrer jüngeren Tochter Charlotte bewohnte sie das Hinterhaus, während ihr Schwiegersohn, der Hofrat Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz, mit seiner Frau Karoline die Räume des an der Straße gelegenen Vorderhauses innehatte. Es war ein kleiner Kreis liebenswürdiger Menschen von feinen Umgangsformen und vornehmer Gesinnung, in den Schiller eintrat. Künstlerische und literarische Bestrebungen hatten hier von jeher verständnisvolle Pflege gefunden, und so war der berühmte Dichter der Räuber ein willkommener Gast. Aber auch dieser fühlte sich von dem stillen Frieden des Hauses angeheimelt. Die beiden Schwestern musizierten und erfreuten den Fremden durch ihre eingehende Bekanntschaft mit der neuen Literatur; ihr feines und geistvolles Urteil tat ihm wohl. Man sprach über den Don Carlos,

den die Schwestern noch nicht kannten, die Briefe von Julius an Raphael und die Gedichte der Anthologie. Der liebenswürdige, ganz im Geistigen lebende Mann machte auf die Familie einen tiefen Eindruck. Es ist kein Wunder, daß schon an diesem Abende Schiller den Wunsch aussprach, den nächsten Sommer in dem Rudolstädter Tale zuzubringen, von dessen Schönheit er schon im trüben Winter überrascht worden war.

Am andern Tage kehrte er nach Weimar zurück. Lottes liebe Gestalt verließ ihn seitdem nicht wieder.

Wolzogen folgte dem Freunde am 10. Dezember, um dann nach einer nochmaligen Einkehr in Rudolstadt vom 12. Dezember ab über Ilmenau, Stützerbach und Schmiedefeld nach Hause zurückzureiten. An ihn wanderte nun der Don Carlos von Weimar aus mit dem Wunsche, „daß er Ihrer vortreflichen Gesellschaft soviel Vergnügen machen möchte, als ich gerne den Ruhm haben möchte, ihr gewährt zu haben." Wie sehr es aber Schiller schon jetzt nach Rudolstadt zog, geht aus einem zweiten Briefe vom 19. Dezember an Wolzogen hervor: „Wenn Ihr Aufenthalt in Rudolstadt nur auf diese Woche eingeschränkt ist, so kann ich ihn nicht mehr benutzen, denn biß auf die Feiertage sind alle meine Stunden und Minuten besetzt. Dieses Opfer, mein Bester, muß ich der leidigen Nothwendigkeit bringen, und meine Ansprüche auf die Freuden unsers künftigen Wiedersehens

sind um so gerechter, je mehr es mich dißmal kostet. Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten, den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen, und Sie mit Ihrer lieben Gesellschaft in R. länger zu genießen. Empfehlen Sie mich Ihrem Andenken aufs beste". Aber Lotte gestand später Schiller, daß sie schon damals das Billet an Wolzogen, mit dem er ihm den Don Carlos schickte und das sie fand, sorgsam aufbewahrte, „denn ich weis nicht, es freute mich so, und es war mir lieb, etwas von dir zu haben.. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest her zu kommen; mit jedem Tritt den ich hörte dachte ich, du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß du ausbliebst. war dies nicht vorbedeutung?"



II.

An der Saale.

„Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!“

Goethe.



Nach jener ersten Begegnung Schillers mit Lotte im Dezember 1787 währte es nicht lange, daß beide sich wieder sahen. Ende Januar war Lotte nach Weimar gekommen. Sie wohnte bei Frau von Steins Schwester, der Frau Luise von Imhof, auf der Esplanade. Auf einem Maskenballe traf sie zuerst mit Schiller zusammen. Aus den wenigen Briefen, die aus diesen Wochen erhalten sind, erkennen wir aber deutlich, wie wert Lotte dem Dichter wurde. „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster", schreibt er, „und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag". Freundschaftsversicherungen gehen zwischen beiden hin und her, und leise klingt die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen in Rudolstadt hindurch. „Die Hoffnung, Sie bald zu sehen", schreibt Lotte am 5. April, „macht mir den Abschied leichter, kommen Sie so bald, als Sie können. Ich hoffe, die Bibliotheken in Rudolstadt haben alles, was Sie nötig haben zum Nachschlagen". Und Schiller antwortet: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen

Freuden mit sich hinwegnehmen". Zum Abschiede sandte er ihr ein Stammbuchblatt mit zierlich gedrechselten Versen („Einer Freundin ins Stammbuch" in Schillers Werken) und zugleich schickte auch der Major Knebel ihr Abschiedsworte: „Adieu, liebes Lottchen! Ich küsse noch ihr artiges Händchen".

Am 6. April fuhr Lotte wieder nach Rudolstadt zurück. Am 11. folgte ihr ein langer Brief Schillers in ihre „ländliche Einsamkeit". Die Erinnerung an sie ist nun seine „beste Gesellschaft", und er schwelgt in Hoffnungen auf den Sommer, der ihn wieder mit ihr zusammen bringen wird. Wie sehr wünscht er, daß sein Ideal, ländliche Einsamkeit im Genuß der Freundschaft und schönen Natur, auch das ihre sein und sich nun in reinster Form erfüllen möchte! Inzwischen sah sich Lotte nach einer geeigneten Wohnung für den Freund um. Sie hatte zuerst an das jenseits der Saale südlich von Rudolstadt liegende Kumbach gedacht, wo Schiller im Hause des Hofgärtners hätte Unterkunft finden können. Aber sie fürchtete, daß er durch den häufigen Besuch der fürstlichen Herrschaften sich dort beengt fühlen möchte, und so verfiel sie auf das eine halbe Stunde von der Stadt saaleaufwärts liegende Volkstedt. Am 22. April mietete sie dort, von ihrer Freundin Friederike von Holleben begleitet, die ein Jahr darauf den Freiherrn Heinrich von Gleichen-Rußwurm heiratete und deren Sohn später der Gatte von Charlottes Tochter Emilie wurde, jene Wohnung, in der

Schiller dann den für ihn so bedeutungsvollen Sommer zubrachte. „Hinter dem Dorfe erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, und die Gipfel mit dunklem Holze bekränzt; gegenüber an der andern Seite der Saale schöne Wiesen und die Aussicht in ein weites langes Tal. Ich denke, diese Gegend wird Ihnen lieb sein, mir brachte sie gestern einen Eindruck von Ruhe in die Seele, der mir innig wohltat". Fürsorglich schildert sie ihm das Zimmer, dessen Stühle nicht ganz ländlich sind, „denn sie sind beschlagen", und wie es mit der Bedienung gehalten werden sollte. Mit freudigem Danke antwortet Schiller, er hofft in der ländlichen Stille sein „eigenes Herz wieder zu finden; Ihre und der Ihrigen Gesellschaft wird mich für alles, was ich hier zurücklasse, reichlich entschädigen".

So war denn alles in Ordnung, und als das Wetter sich besserte, verließ er Weimar. Schiller kam in seine Sommerfrische mit schwerem literarischem Gepäck. Um auf dem Lande nicht außer „Connexion" mit der Literatur zu kommen, hielt er sich selbst die Jenaer Literaturzeitung, an der er Mitarbeiter war. Zwanzig Werke hatte er von da erhalten, die er rezensieren sollte, darunter auch Goethes Egmont, auf den er sich besonders freute. Die Rezension erschien in der Nummer vom 20. August. Für seine bei Göschen in Leipzig erscheinende Monatsschrift Thalia mußte er auf Stoff bedacht sein; in ihr war schon der Anfang des „Geistersehers" erschienen, der

beim großen Publikum viel Aufsehen machte und den er nun fortsetzen mußte. Wieland erwartete von ihm möglichst viele Beiträge für seinen Teutschen Merkur und rechnete sehr auf seine tätige Mitarbeit. Im Märzhefte waren schon seine „Götter Griechenlands" erschienen, ebenso hatte dort die Geschichte des Abfalles der Vereinigten Niederlande zu erscheinen begonnen. Von ihrem ersten Teile waren noch die letzten Bogen zu schreiben. Im Oktober kam das Ganze als Buch heraus. Ferner erschienen im Jahre 1788 außer Rezensionen in der Jenaer Literaturzeitung seine Briefe über den Don Carlos (Teutscher Merkur Juli und Dezember), im Oktober der erste Band der Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen, zu dem Schiller die Einleitung schrieb, endlich ebenfalls im Oktober die Aufsätze über die Jesuitenregierung in Paraguai und über Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt. Dann wieder hören wir, daß er am „Menschenfeind" arbeitete, ihn aber wieder liegen ließ, um sich den „Maltesern" zuzuwenden. Ebenso arbeitete er noch immer an seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis, den „Künstlern", die erst im März des nächsten Jahres im Merkur herauskamen. Auch Pläne zu einer neuen Zeitschrift beschäftigten ihn sehr angelegentlich und er verhandelt darüber eingehend mit Freund Körner. Dabei hatte er sich vieles zum Lesen mitgebracht, um die Lücken seiner literarischen Kenntnisse mög-

lichst auszufüllen. Er berechnete sich aber, daß er bei der gewissenhaftesten Zeiteinteilung doch höchstens drei Stunden täglich mit Lektüre zubringen könne, da er viel schreiben müsse und leider langsam arbeite. Freilich weiß er aus Erfahrung, daß es rasch geht, wenn er einmal darin ist, und er hofft, daß seine Arbeiten „strömen" werden, wenn erst die Unregelmäßigkeiten und Zerstreuungen wegfallen, die den Lauf seines Fleißes in der Stadt gehemmt haben. „Ich habe so vielerlei den Sommer angefangen und so wenig fertig gemacht", schreibt er am 20. Oktober. Der Ausspruch ist bezeichnend für den Mann, der trotz unablässiger geistiger Anspannung sich nie genug tun konnte. Es war ein Glück für ihn, daß er in der Freundschaft der Lengefelds ein Gegengewicht gegen seine Arbeiten und seelisches Genügen fand.

Die Residenz Rudolstadt war damals ein kleines Ackerstädtchen von 511 Häusern und 4100 Einwohnern. (Weimar zählte damals nicht viel mehr, nämlich 6000 Seelen.) Noch umschlossen die Stadt die alten, vom Schloßberge ausgehenden Mauern mit ihren fünf Toren. Auf steilem Felsen erhob sich über der Stadt das langgedehnte Schloß mit seinem schönen Turme, das, 1735 abgebrannt, seitdem aus Schutt und Asche neu erstanden war; noch zu Schillers Zeit wurde am nördlichen Flügel gebaut.

Still und friedlich floß das Leben der Rudolstädter Kleinbürger dahin.

„Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab."

Noch durchzog keine Kunststraße das Saaletal, noch gab es keine Fahrposten; nur zwei Mal in der Woche kam und ging der Bote mit Briefen und kleinen Paketen von Weimar und Jena. Karoline von Lengefeld schreibt am 1. März 1785 an Wilhelm von Wolzogen, daß sie im letzten halben Jahre einen einzigen Brief erhalten habe! Abwechselung in die gewohnte Eintönigkeit brachte, wie in Weimar, nur der Hof und die ihm nahestehenden Kreise. Wie in jener patriarchalischen Zeit die Mitglieder des fürstlichen Hauses den Einwohnern der Stadt weit näher standen, als es jetzt selbst in kleinen Residenzen der Fall zu sein pflegt, so war auch ein großer Teil der Bürger wirtschaftlich viel mehr vom Hofe abhängig und dafür interessiert. An traurigen und freudigen Ereignissen in der fürstlichen Familie nahm die Bürgerschaft lebhaften Anteil, und Festlichkeiten, wie etwa der pomphafte Einzug einer jungen Fürstin, gaben zu großen Aufzügen und anderen Veranstaltungen willkommenen Anlaß. Die Innungen mit ihren Fahnen, die Schützenkompagnie, die Musketiere, die Grenadiere, Jenaische Studenten, die fürstliche Jägerei, die Schützen von Königsee und Leutenberg holten unter Kanonendonner die fürstlichen Wagen ein oder standen Spalier, die Gymnasiasten spielten Theater, auf dem

Schloßhofe wurden nach feierlichem Zuge durch die Stadt den Jungvermählten Vivats gebracht und im Rathause ließ man sich zum Schlusse das gnädigst gespendete Bier gut schmecken.

Wie in Weimar, so wurden auch in Rudolstadt in den gebildeten Kreisen Kunst und Literatur eifrig gepflegt, sogar „einige Poeten" lebten dort, wie Karoline von Wolzogen einmal schreibt. Freilich ging von dem allen wenig in den „gesellschaftlichen Kreis" über, wie sich Karoline ausdrückt. Unter diesem Kreise versteht sie die in strenger gesellschaftlicher Abgeschlossenheit lebenden adligen Familien (in einer Statistik von 1786 werden dreiundzwanzig „hochadlige Familien und besondere Haushaltungen" erwähnt), die durch verwandtschaftliche Beziehungen, durch Hofdienst und Staatsdienst eng miteinander verbunden waren. In diesen Familien verkehrten auch die beiden jugendlichen Söhne des Erbprinzen viel: der ältere, Ludwig Friedrich, der später die geistvolle Prinzessin Karoline Luise von Homburg als Gattin heimführte, radierte eifrig und mit Geschmack. Hier fand sich auch vielfach Bekanntschaft mit moderner Literatur und Kunst, die auf Reisen und in Berührung mit auswärtigen Kreisen gepflegt wurde. In diese so exklusive Gesellschaft trat Schiller durch Vermittlung des Lengefeldschen Kreises ein.

Die Familie Lengefeld wohnte, so lange der Vater lebte, in dem noch jetzt stehenden sogen. Heisenhof neben der Stadtkirche. Dort war

Karoline am 3. Februar 1763, Lotte am 22. November 1766 geboren. Anmutig schildert Lotte selbst in ihren „Erinnerungen aus den Kinderjahren", wie sie mit ihrer Schwester in fast ländlicher Abgeschiedenheit aufwuchs, wie die nahe Stadtkirche mit ihrem schönen Turme und ihrem Glockengeläute ihre Phantasie anregte und wie ihre Augen sehnsüchtig zu den blauen Bergen (der „Heide") und dem alten Schlosse da drüben (der Weißenburg) in die Ferne schweiften. Jenseits der Straße lag der Garten der fürstlichen Ludwigsburg mit holzgeschnitzten Figuren, in einem Bassin ein plumper Neptun mit einem Dreizack, ein Labyrinth, vor dessen Irrgängen sich das Kind fürchtete, eine Laube mit einem großen Bilde, alles im Geschmacke des Gartens, den der Apotheker in Hermann und Dorothea beschreibt. Der beliebteste Spaziergang der Familie war der kastanienüberschattete Saaldamm, wo die schöne Welt sich versammelte und wo die Kinder ihre Gespielinnen trafen. Oder sie streiften auf den Abhängen des hinter dem Hause aufsteigenden Schloßberges umher und gingen auf eigene Entdeckungsfahrten in ihrer kleinen Welt aus. Am Abend brachte sie dann die fromme Mutter, die den Tag über meist durch ihre häuslichen Geschäfte in Anspruch genommen war, nachdem eine Andacht abgehalten, zu Bett und segnete sie ein „und so gingen wir gläubig zur Ruhe und erwarteten den anderen Morgen, um wieder so zu leben". Mit besonderer Teilnahme aber gedenkt Lotte ihres

Vaters, des fürstlichen Oberforstmeisters Karl Christoph von Lengefeld (1715—1776), der schon im Alter von 28 Jahren zur Leitung des Rudolstädter Forstwesens berufen und so der Amts-Nachfolger seines 1726 verstorbenen Vaters wurde. Ein kluger, rastlos tätiger Mann, war er schon in seinem vierzigsten Jahre durch einen Schlaganfall teilweise gelähmt worden. Ein langes Krankenlager im „Jägerhause" westlich vom Rudolstädter Schlosse folgte, aber an Körper blieb er siech, sodaß er bei seinen Waldbesichtigungen, auf denen ihn seine Frau oft begleitete, sich immer eines Wagens bedienen mußte. Schon am frühen Morgen begann er diese Fahrten, zu Mittag war er wieder zurück und erfreute seine Umgebung durch seine stets heiteren und witzigen Gespräche. Er wird uns als ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen und großer praktischer Tüchtigkeit geschildert, der auch schriftstellerisch auf dem Gebiete des Forstwesens vielfach tätig war. So kam es, daß er mehrfach Berufungen nach auswärts erhielt, die er jedoch aus Anhänglichkeit an seine Heimat und das angestammte Fürstenhaus ausschlug. Am schwersten mag es ihm gewesen sein, einen Ruf des Königs Friedrich II. abzulehnen, der ihn an die Spitze des preußischen Forstwesens zu stellen wünschte. In Leipzig hatte Lengefeld deshalb im Jahre 1763 eine längere Unterredung mit dem großen Könige, und die Erinnerung daran beglückte ihn bis zu seinem Tode.

Im Alter von sechsundvierzig Jahren führte der Oberforstmeister von Lengefeld im Jahre 1761 die achtzehnjährige Luise von Wurmb aus Wolkramshausen als Gattin heim, eine trefflich erzogene, fromme und gütige Dame, die trotz des großen Altersunterschiedes mit aufrichtiger Liebe an dem Gatten hing und ihm eine treue Lebensgefährtin wurde. Aber schon im Jahre 1776 wurde die Ehe durch den Tod des Oberforstmeisters, der einem Schlaganfall erlag, gelöst.

Das Lengefeldsche Ehepaar war eifrig bemüht, seinen Töchtern Karoline und Charlotte eine nach damaligen Begriffen möglichst umfassende und gründliche Bildung zu Teil werden zu lassen. Vor allem aber vererbte der Vater auf die Kinder sein lebhaftes, vielseitiges Interesse an allem, was die Zeit bewegte, die Mutter ihre edle Gesinnung und ihr feines, allem Niedrigen und Gewöhnlichen abgekehrtes Wesen. Freilich ihre in den hergebrachten Formen strenger Kirchlichkeit sich betätigende Frömmigkeit lehnten beide Töchter, wohl zum stillen Schmerz der Mutter, durchaus ab. Dazu waren sie zu sehr von den Idealen des Zeitalters der Aufklärung beherrscht; aber trotzdem waren ihre Seelen von tief innerlicher Religiosität erfüllt, die sich oft in warm empfundenen Worten äußerte. Mit lebhaftestem Interesse verfolgten sie die neuen Erscheinungen der Literatur und es ist erstaunlich, zu sehen, wie weit sich der Kreis der ihnen bekannten Werke aus den Gebieten

der Poesie, der Philosophie und Geschichte dehnte. Hier wirkte das nahe Weimar, zu dem sie mannigfache Beziehungen hatten, auf sie ein. Sie vertieften sich in Goethes Schriften und sie hatten auch das Glück, ihm selbst nahe zu treten und ihn in seiner Größe und Güte bewundern zu können. Aber selten wohl haben sich die Charaktere zweier unter ganz gleichen Bedingungen aufgewachsenen Schwestern verschiedener entwickelt, als es hier der Fall war. Die gleiche Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit für alle von außen kommenden Eindrücke war ihnen eigen; doch sie verarbeiteten diese Eindrücke in durchaus verschiedener Weise. Karoline, klein von Gestalt, mit lebhaften Augen in dem nicht gerade regelmäßig gebildeten Gesichte, das von blondem, gekräuseltem Haar eingefaßt wurde, war begabter, genialer, aber auch „genialischer" als ihre Schwester, ein unruhiger, leicht beweglicher Geist, schwärmerisch und leidenschaftlich. Das stille Glück einer befriedigenden Ehe blieb ihr lange versagt. Im Jahre 1784 heiratete sie den ehrenwerten Mann, den mütterliche Fürsorge für sie bestimmt hatte, den Hofrat von Beulwitz. Beulwitz (1755—1829) war auf dem Rittergute seines Vaters zu Schwarza bei Rudolstadt aufgewachsen. Er trat nach seinen Studienjahren in den staatlichen Verwaltungsdienst ein und war als tüchtiger Beamter hoch geschätzt. Lebhaftes Naturgefühl und eine große Vorliebe für ländliche Verhältnisse war ihm sein ganzes Leben hindurch eigen.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir ihn uns unter dem Bilde eines stattlichen, rotwangigen Landedelmannes von frischem, jovialem Wesen und gewandten Umgangsformen vorstellen. Er war von guten geistigen Anlagen und durchaus nicht ohne rege höhere Interessen. Schiller, der sich immer gut mit ihm stand, wußte diese Vorzüge wohl zu schätzen. Wie sein Vater, so versuchte auch er sich vielfach in Dichtungen mancherlei Art, einzelne seiner geistlichen Lieder wurden in das Rudolstädter Gesangbuch aufgenommen. Aber trotz seiner achtenswerten persönlichen Eigenschaften war seine Ehe mit Karoline von Lengefeld nicht glücklich. Es ist schwer, wie oft in solchen Fällen, genau entscheiden zu wollen, bei welchem Teile die größere Schuld lag. Schiller, der anfangs augenscheinlich und nicht ohne Erfolg zwischen den Ehegatten zu vermitteln suchte, später aber eine Zeit lang mehr auf Karolines Seite trat, sagt gelegentlich, daß Beulwitz die nötige „Delikatesse“ gefehlt habe, und Frau von Stein, die ja freilich zu Beulwitz garnicht paßte, schreibt einmal, daß Beulwitz das einzige sei, was sie in der „Engelsfamilie“ verstimme; „er hat mächtige Humors, die bis zur Grobheit gehen; seine Frau schüttelts ab, aber der Schwiegermutter tun sie weh“. Karoline verlobte sich oder wurde verlobt mit dem um zwölf Jahre älteren Manne, als sie erst sechzehn Jahre alt war, und litt sicher unter dieser ihr zu früh aufgedrungenen Entscheidung. Gewiß achtete sie ihren Mann, aber lieben

konnte sie ihn nicht. Kinder blieben den Ehegatten versagt, und auch das mag zu ihrer Entfremdung sehr beigetragen haben, da Beulwitzens Güter Mannlehen waren und er schon deshalb einen Erben wünschen mußte. Immer mehr zog sich Karoline auf sich selbst und in ihre Phantasiewelt zurück. Bei ihren schöngeistigen Bestrebungen glaubte sie nicht das genügende Verständnis auf Seite ihres Gatten zu finden. Dieser hat es gewiß im Anfang nicht an Bemühungen fehlen lassen, sein Verhältnis zu Karoline zu einer wirklichen Ehe zu gestalten. Es war vergebens. Die beiden lebten in zunehmender Kühle von Jahr zu Jahr mehr nebeneinander her, als daß sie sich näher gekommen wären. Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Beulwitz war geschäftlich viel auf Reisen und suchte dann auch in fröhlicher Gesellschaft Ersatz für die stillen Freuden des Hauses. Karoline kränkelte immer mehr (sie selbst gibt als Grund ein kaltes Bad im Genfer See an) und litt häufig an nervösen Zufällen. Düster und hoffnungslos lag die Zukunft vor ihr. Tröstend und beglückend wirkte auf sie damals die Freundschaft Wilhelms von Wolzogen, mit dem sie einen regen und umfangreichen Briefwechsel führte, und das innige, liebevolle Verhältnis, in dem sie zu ihrer drei Jahre jüngeren Schwester Charlotte stand.

Wilhelm von Wolzogen (1762—1809) war der älteste Sohn jener Frau Henriette von Wolzogen, die einst dem Flüchtling Schiller in hoch-

herziger Weise ein stilles Asyl in Bauerbach gewährt hatte. Er wurde mit Schiller auf der Karlsschule, deren Zögling auch er war, befreundet. Als Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern im Jahre 1783 in die Schweiz reiste, besuchte sie in Stuttgart Frau von Wolzogen, die sich damals dort aufhielt und die sie auch mit Schillers Familie auf der Solitüde bekannt machte. Damals lernten die Schwestern ihren Vetter Wilhelm zuerst kennen und der hochstrebende Jüngling machte tiefen Eindruck auf Karoline. Es war eine Jugendschwärmerei, die unter gewöhnlichen Umständen vielleicht bald vergessen gewesen wäre. Aber auch Wolzogen fühlte sich von Karolines Wesen mächtig angezogen. Die Cousinen waren, wie Karoline erzählt, die ersten weiblichen Wesen, die sein Herz gerührt hatten, und seine Jugendträume blieben an ihr Bild geheftet. Bei jedem Abschiede forderte er in jugendlich ritterlichem Sinne feierlich von ihnen das Versprechen, ihm zu schreiben, wenn er ihnen in irgend einer Not helfen könne; vom Ende der Welt würde er zu ihnen eilen. So entspann sich zwischen Wilhelm und Karoline ein lebhafter Briefwechsel. Bald nach der Rückkehr aus der Schweiz, am 2. September 1784, in Eichicht, heiratete Karoline, und je weniger sie sich in ihrer Ehe befriedigt fühlte, um so mehr wurde ihr der Gedankenaustausch mit dem fernen Freunde Bedürfnis. Wolzogen fand nach Beendigung seiner Studien auf der Karlsschule eine Anstellung im Baufach zu

Stuttgart und wurde dann von seinem Herzoge nach Paris geschickt, um dort sich weiter auszubilden. Vorher aber kam er noch mehrere Male nach Rudolstadt.

Mit ihrer fast vier Jahre jüngeren Schwester Charlotte lebte Karoline in treu geschwisterlicher Eintracht, wenigstens bis ihr immer unleidlicher werdendes Verhältnis zu Beulwitz sie auch der Mutter und Schwester mehr und mehr entfremdete und bis Charlottes eheliches Glück den ganzen Unterschied in den Charakteren der Schwestern deutlich enthüllte.

In der Tat war Charlotte eine ganz andere Natur als Karoline. Sie war von schlanker Gestalt, größer als Karoline. Dunkle Locken umrahmten ein liebliches Gesicht mit blauen Augen voller Herzensgüte und Unschuld. Sie war ruhiger als Karoline, stiller, fraulicher in ihrem ganzen Denken und Wesen, von tiefem Naturgefühl, aufopfernd und heiter, einfach und natürlich in ihren Empfindungen, aber keineswegs kleinbürgerlich langweilig. Auch sie besaß einen regen, vielumfassenden Geist, aber sie war kein so komplizierter und anspruchsvoller Charakter, wie ihre gewiß bedeutendere Schwester. Auch auf die Sicherung ihrer Zukunft war die Mutter frühzeitig bedacht gewesen. Durch Vermittelung der Frau von Stein auf Kochberg hoffte die chère mère ihr eine Hofdamenstelle in Weimar zu verschaffen. Oefters weilte Charlotte unter der mütterlichen Freundin Obhut in Weimar, durch sie lernte sie Goethe kennen, der an ihrem

Wesen großes Gefallen fand. Um ihre Fertigkeit in der französischen Sprache zu vervollkommnen, machte die Mutter mit ihr und Karoline 1783 und 1784 eine Reise nach dem Genfer See, auf der Karolines Verlobter die Damen als Reisemarschall begleitete. Auf dem Rückwege hatten sie in Mannheim auch eine flüchtige Begegnung mit Schiller. Doppelt einsam erschien nach diesem Ausfluge in die weite Welt das stille Rudolstadt Charlotte (die Schwestern kamen sich wie die „verwunschenen Prinzessinnen" vor), die infolge einer flüchtigen Herzensneigung traurig der vergangenen schönen Tage gedachte. Tagebuchblätter und Gedichte spiegeln ihre wehmütige Stimmung ab. In den Winter 1786—1787 fällt dann die Bekanntschaft mit einem schottischen Offizier, dem Kapitän Henry Heron, der mit seinem Bruder Lord Inverary eine Zeit lang in Jena lebte und durch Knebel in die Familie Lengefeld eingeführt wurde. Zwischen ihm und Charlotte blühte bald eine innige Liebe auf, aber zu gleicher Zeit mußte der Geliebte ihr mitteilen, daß seine Pflicht ihn nach England zurückriefe und daß er von da nach Ostindien gehen müsse. Um Ostern besuchte er Lotte in Rudolstadt, von Jena erhielt sie noch einen leidenschaftlichen, schmerzerfüllten Brief von ihm. Lottes schwarze Silhouette, die sie ihm zum Abschied geschenkt hatte, begleitete ihn auf seiner Reise. Er starb in Indien. Sehnsuchtsvolles Erinnerungsweh klingt uns noch im Sommer 1788 aus Lottes Tagebuchblättern



Das Unbehaunsche Haus in Volkstedt



entgegen. So trat sie nicht unerfahrenen Herzens Schiller entgegen.

Am 18. oder 19. Mai 1788, abends 9½ Uhr, traf dieser in Rudolstadt ein und stieg, wie wir vermuten dürfen, im Gasthofe zur Gabel ab. Noch wußte er nicht den Namen des Dorfes, in dem die für ihn bestimmte Wohnung lag, und ebensowenig den Namen seines Hauswirtes. So meldete er sich am nächsten Morgen vom Gasthofe aus bei Lotte an, übersandte die Briefe, welche die Freundinnen in Weimar ihm für sie mitgegeben hatten und bat, ihm die Stunde zu bestimmen, zu der er sie aufsuchen dürfte. Jetzt gleich wollte er seinen Koffer hinschaffen lassen und womöglich noch vor Mittag selbst an seinem Bestimmungsorte sein.

Das Haus des freundlichen Kantors Unbehaun zu Volkstedt, das sich noch jetzt im Besitze seiner Nachkommen befindet, welche das Schillerzimmer mit seinen Reliquien pietätvoll hüten, war damals das erste Haus Volkstedts, wenn man die Straße von Rudolstadt aus verfolgte. Lotte hatte eine gute Wahl getroffen. Schillers trefflicher Hauswirt nahm sich seines berühmten Gastes mit großer Sorgfalt an. Es wird uns berichtet, daß es Schiller oft bei Gewittern nicht in der Enge des Hauses litt, und daß er dann auf die Berge stieg, um die großartigen Naturerscheinungen zu bewundern. Dann schickte ihm Unbehaun Boten entgegen, die ihn sicher nach Hause zurückbringen sollten. Sehr oft aber, wenn Schiller spät abends aus

der Stadt zurückkehrte, machte sich auch der besorgte Kantor selbst mit einer Laterne auf den Weg, um ihm entgegenzugehen. Die ländliche Stille, die liebliche Gegend, die treuherzigen Hausgenossen sagten Schiller von Anfang an sehr zu. Von seinen Fenstern aus sah er die Berge, darunter auch den, der jetzt seinen Namen trägt, in der Ferne das Rudolstädter Schloß über der Stadt, die Ufer der Saale, die, wie Karoline schreibt, sich in einem sanften Bogen durch die Wiesen krümmt und im Schatten uralter Bäume dahinfließt, jener mächtigen deutschen Pappeln, die noch jetzt die Große Wiese schmücken. In dem Frieden des einsamen Dorfes hoffte der Vielgewanderte Ruhe für seine Arbeiten zu finden, Ruhe auch für seine Seele nach so vielen trüben Erfahrungen und Enttäuschungen, neue Kraft für die Sorgen und Kämpfe der Zukunft. Aber er erhoffte auch sicher von dem Umgange mit den Lengefeldschen Schwestern vieles — und diese Hoffnung betrog ihn nicht. Und wenn er auch sich vornahm, das Herz nicht über die Vernunft siegen zu lassen, so war doch die Anziehungskraft der klugen und liebenswürdigen Schwestern stärker, als seine Vorsätze. Sie nahmen sich seiner in fürsorglichster Freundschaft an. Für die Schönheit ihrer im Frühlingsschmucke prangenden Heimat selbst begeistert, zeigten sie ihm allmählich all die landschaftlich hervorragenden Punkte der Gegend, sie führten ihn durch den „Hain“ mit seinen herrlichen Ausblicken auf das weite Tal und die schönen

Linien der Berge und rasteten mit ihm in den malerisch sich an die Abhänge schmiegenden Dörfern. Eifrig betrieb er seine Studien und Arbeiten, las, schrieb und diktierte, aber seine freie Zeit gehörte bald nur noch der Familie Lengefeld. Wenn der Tag sich neigte, wanderte er oft den anmutigen Fußpfad entlang, der längs der Saale an Gärten und Kornfeldern vorüber der Stadt zuführte. Schon aus der Ferne grüßten ihn die hohen Pappeln, die das grüne Lengefeldsche Gartenhaus umgaben und mit dem Fernrohr konnte er auch dieses unterscheiden. Da aber, wo der Weg auf schmaler Brücke über den Schaalbach führte, an der „schönen Ecke", an der sich die Saale nach Osten wendet, erwarteten ihn oft Karoline und Lotte, und aus den Worten, mit denen die erstere später im hohen Alter diese Begegnungen schildert, weht uns noch jetzt der poesievolle Zauber jener Stunden entgegen. „In unserm Hause begann für Schillern ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mittheilen, was uns frommen könnte, und dieß Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemüthsstimmung. Sein Gespräch floß über in heitrer Laune; sie erzeugte witzige Einfälle, und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung

uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffee-Visite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegen gehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröthe auf uns zukommen erblickten, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmuthige geistreiche Leichtigkeit des offnen reinen Gemüths waren in Schillers Umgang immer lebendig, man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen, und die sich in einem reinern, leichtern Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Muthe." Für alles, was ihn selbst in Kunst und Philosophie beschäftigte, fand Schiller bei den Freundinnen entgegenkommendes Verständnis, gebend und nehmend teilten sie empfänglich für alle seine Gedanken seine Interessen. Er war heiter und zufrieden. „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt", so schreibt er schon acht Tage nach seiner Ankunft in Volkstedt, „soll, wie ich hoffe, der Hain der Diane für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethes Iphigenie, den die

Eumeniden herumtreiben . . . Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Mannigfache kleinere und größere Ausflüge brachten Abwechslung in das stille Leben des Dichters. Auch Gäste von auswärts stellten sich ein. Am 24. Mai besuchte der Major von Knebel von Jena aus die Familie v. Lengefeld, am Sonntag, dem 25., speiste er mit Schiller in Volkstedt zu Mittag. Am Abend aber trafen sich Schiller, Knebel und die Familie Lengefeld im „Erbprinzengarten", auch „Baumgarten" genannt, wo sie in traulichem Vereine zu Abend aßen. Am folgenden Tage traf Frau v. Stein aus Kochberg in Rudolstadt ein und blieb bis zum Abend. Knebel blieb noch am 26. Mai in Rudolstadt, besichtigte mit Karolines Gatten von Beulwitz das Naturalienkabinet in der Ludwigsburg, verweilte bei Lengefelds im Garten und besah dann das Naturalienkabinet des Kammerherrn von Brockenburg, des Nachbarn der Familie Lengefeld, um sich darauf zu verabschieden. Er ritt am 27. Mai wieder nach Jena zurück. Schiller ließ sich am Montag, dem 26. Mai, nicht sehen. Er klagte über üble Laune, er tauge heute nicht unter Menschen und unter solche, die er liebe, noch weit weniger. Möglich, daß Knebels Besuch daran Schuld war. Denn dieser verehrte Lotte und machte sich vielleicht Hoffnungen auf ihren Besitz. Aber Lottes herzlicher Morgengruß vom 27. Mai,

ihre freundliche Einladung heute zu kommen und ja den „Geisterseher“ mitzubringen, oder wenigstens um 6 Uhr auf dem Wasserdamm zu sein und mit Lengefelds von da nach Kumbach zu gehen, gab Schiller gewiß den Gleichmut der Seele wieder.

Der geplante Ausflug nach dem schönen Orangeriegarten in Kumbach (Schiller schreibt mit Anspielung auf die sogenannten Grumbachschen Händel im 16. Jahrhundert oft Grumbach) fand am 29. Mai statt. Am Abend desselben Tages lernte Schiller im Beulwitzschen Garten in einer vergnügten Gesellschaft den jungen talentvollen Erbprinzen Ludwig Friedrich von Schwarzburg-Rudolstadt kennen, der später auch zum Geisterseher eine noch erhaltene Zeichnung stach. Die regnerischen darauf folgenden Tage brachten ihm einen heftigen Katarrh und Schnupfen. Ans Haus gefesselt, litt er doppelt, da er auf den Verkehr mit den Freundinnen verzichten mußte. Um so reger wurde der briefliche Verkehr, und wenigstens Beulwitz besuchte den Kranken in seiner Einsamkeit. Dankbar empfand Schiller diese Aufmerksamkeit.

Am 14. Juni finden wir ihn wieder gesund. Den Abend brachte er mit der Lengefeldschen Familie und anderen Damen, sowie mit dem Erbprinzen im Baumgarten zu. Man sang, fuhr im Schiffchen auf dem großen dem Teehäuschen gegenüberliegenden Teiche und ging spazieren. Erst nach 11 Uhr ging die ganze Gesellschaft singend den Schloßberg hinauf und

dann in die Stadt. Aber Schiller fand keine Ruhe; er trieb sich noch auf seinen geliebten Bergen umher und kam „durch gerade und krumme Wege“ bis an das Dorf Schaala, wohin am anderen Tage eine Partie gemacht werden sollte. Einige „glückliche dichterische Augenblicke“ dabei schrieb er auf Lottes Rechnung.

Mit dem Prinzen traf er noch öfters zusammen. Am 7. Juli waren die beiden Schwestern mit Schiller und Wolzogen, der sich vor seiner Reise nach Paris von den Rudolstädter Verwandten verabschieden wollte, auf dem Schlosse. Der Prinz zeigte ihnen die Schloßbibliothek und noch einige Gemälde „im Saal und in den neuen Zimmern“. Dann stiegen sie, „weil Schiller ein Freund von schönen Aussichten ist,“ auf den Schloßturm hinauf und wiesen ihm den Schloßgarten und die Esplanade. Wenige Tage darauf, am 11. Juli, einem Freitage, an dem gewöhnlich die französischen Gesellschaften stattfanden, wurde im Lengefeldschen Gartenhause eine „Comédie“ aufgeführt, und zwar Voltaires „L'écossaise“. Der Erbprinz befand sich unter den Mitspielenden, Wolzogen leitete die Aufführung und Schiller sah mit zu. Am 19. Juli wiederum zeichnete der Prinz zusammen mit Karoline bei Lengefelds, der Kammerjunker von Ketelhodt, derselbe, den Frau von Lengefeld gern als ihren Schwiegersohn gesehen hätte, las aus Schillers neuem Geschichtswerke vor (Schiller hatte also Aushängebogen oder Manuskript Ketelhodt oder Lenge-

felds überlassen), und gegen Abend kam Schiller selbst und forderte zu einem Spaziergange auf. Man ging über den Damm und in die Stadtkirche, in deren Turm zwei Tage zuvor der Blitz geschlagen hatte, und Schiller „wallfahrtete als guter Geschichtsschreiber" zu dem Grabe der heldenmütigen Gräfin Katharina († 1567), die auf dem Altarplatze der Kirche bestattet ist und der er in demselben Sommer in seinem bekannten Aufsatze ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Wiederum fand dann an einem Freitage, dem 1. August, eine Theateraufführung der französischen Gesellschaft im Lengefeldschen Garten statt. Man spielte Poissons „Le fou raisonnable" vor vielen Zuschauern, unter denen sich auch der Professor J. J. Bellermann aus Erfurt befand, der damals bei Lengefelds zu Besuch war. Auch der Prinz spielte wieder mit. Dann wurde Hoeltys „Rosen auf den Weg gestreut" und noch andere Lieblingslieder der Lengefeldschen Familie gesungen. Singend zog die Gesellschaft die „Allee" hinauf, an deren Ende sich der Prinz verabschiedete, um dann zum Schlosse emporzusteigen. Am 31. August traf er noch einmal in einer sehr vergnügten Gesellschaft bei Beulwitz mit Schiller zusammen, dessen Lied an die Freude in Körners Komposition gesungen wurde.

Neben dem Baumgarten war ein besonders beliebtes Ausflugsziel der Lengefeldschen Familie das liebliche Kumbach mit seinem schönen Garten. Man traf sich mit Schiller entweder

„unter den Linden“, oder er fuhr bei Volkstedt über die Saale oder durchwatete sie und ging dann den Feldweg entlang, der noch jetzt am Abhange der Schillerhöhe hin nach Kumbach führt. So wanderten denn den ganzen Sommer hindurch bis Mitte August die Boten talauf und tabab zwischen Volkstedt und Rudolstadt, Briefe, Grüße mit Blumen, Obst und Gebackenem oder Bücher hin und her bringend, bald für den Nachmittag zum Kaffee, bald für den Abend, bald zu Mittag zu Klößen, dem Rudolstädter Festgerichte, ladend. Ja, einmal ist Schiller sogar über Nacht in Rudolstadt geblieben, er hat „das Gute an einem Tag verschwendet“ und will sich ein ander Mal weder durch Erdbeben, noch Auferstehung der Toten wieder abhalten lassen, nach Volkstedt zurückzugehen. Zuweilen arbeitet er auch in Karolinens Zimmer, oder wenn es ihm dort, im Vorderhause, zu unruhig ist, hinten in Lottens Stübchen. Wenn das Wetter unfreundlich ist, läßt er sich von Lotte einen Wagen schicken.

Inzwischen ging die Arbeit an der Geschichte des Abfalles der Niederlande zu Ende. Am 5. Juli schreibt Schiller an Körner, daß er in zehn Tagen mit dem ersten Teil fertig zu sein hoffe. Nun vertiefte er sich mit aller Kraft in die Alten. Am 20. August schreibt er: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer“, in den nächsten zwei Jahren hat er sich vorgenommen, keine modernen Schriftsteller mehr zu lesen; „keiner tut mir wohl, jeder führt mich von mir selbst ab, nur

die Alten geben mir jetzt wahre Genüsse". Er bedarf ihrer, um den eigenen Geschmack zu reinigen, „der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing". Schon in Weimar hatte er diese antiken Studien begonnen, als deren erste Frucht die Götter Griechenlands erschienen waren. Mit Leidenschaft treibt er nun die Lektüre der alten Schriftsteller und natürlich nehmen die Freundinnen daran lebhaften Anteil. Im August las er gar oft ihnen aus der Odyssee in Vossens Uebersetzung vor und anmutige Erinnerungen an diese gemeinsame Lektüre tauchen in den Briefen auf. Einmal schreibt er: „Wie haben Sie denn heute Nacht in Ihrem zierlichen Bett geschlafen? Und hat der süße Schlaf Ihre lieben holden Augenlider besucht? Sagen Sie mirs in ein paar geflügelten Worten". Und Lotte begrüßt ihn an einem andern Tage mit den Worten: „Guten Morgen, lieber Freund, wie geht es Ihnen heute? Ich hoffe, Sie haben, als die dämmernde frühe mit Rosenfingern erwachte, noch ruhig geschlummert, und das Uebel hat sich gelegt . . . ich habe gut, und lange satt im zierlich gezimmerten Bette zugebracht."

In der zweiten Hälfte des August siedelte Schiller, gewiß in erster Linie, um der Familie Lengefeld näher zu sein, von Volkstedt nach Rudolstadt über. Er wohnte, wie die Rudolstädter Tradition und verschiedene Stellen seiner Briefe beweisen, in dem Gasthofe zur Gabel am

unteren Ende der Neuen Straße. So war er den Freundinnen benachbart. „Ich fühle mich in Ihrer Nähe und es ist mir wohl", schreibt er am 19. August. Nur bedauert er, daß er von seiner Wohnung aus ihre Fenster nicht sehen kann. Wenn er Lotte gegenüber wohnte, so würde er Spiegel in seinem Zimmer anbringen, sodaß ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme und dann könnte er mit ihr sprechen, ohne daß ein Mensch es wüßte.

Gerade in diesen Tagen fand in Rudolstadt das altberühmte „Vogelschießen" statt, das damals wahrscheinlich noch mehr als jetzt die ganze Stadt in Aufregung brachte, „die einzige gesellschaftliche Anstalt im ganzen Jahr für den Hof und die Stadtleute". Von überall her strömten dazu Gäste herbei, auch Lengefelds hatten Besuch aus Weimar. Sogar Frau von Stein hatte anfangs vor, zu kommen und lud ihre Schwägerin Sophie von Schardt dazu ein, die sich schön dazu putzen sollte, wie die anderen Damen: „die grünen Lauben, die Zelte und das Gewimmel der Menschen geben dem sonst unintereſſanten Vergnügen einen Reiz. Auf den Dienstag gehts an und währet die ganze Woche". Auch Schiller mußte wohl oder übel daran teilnehmen, aber er beklagt sich Körner gegenüber über die Zerstreuung, die es ihm gebracht habe. „Es hat mir Zeit genommen, ohne mir Vergnügen zu geben, — übrigens das ganz gewöhnliche Schicksal". Der Fürst veranlaßte, daß auch er Mitglied der Schützengilde

wurde. Bei festlichem Mahle wurde ihm nach üblichem Brauche der silberne Pokal mit altem Rheinwein gereicht, die Böller krachten zu Ehren des neuen Schützen und dieser brachte auf den Fürsten den Trinkspruch aus: „Gnädigster Herr! Ich wünsche Ihnen alle Kronen der Erde, denn ich sehe, Ihre Untertanen sind sehr glücklich!“ Ein Umstand aber war es besonders, der Schiller das Fest verleidete. Lotte, die eine Reise nach Kochberg vorhatte, mußte natürlich erst das Vogelschießen in Rudolstadt abwarten, zumal mit Rücksicht auf den Besuch aus Weimar. An dem Balle, auf dem alle adligen Fremden auch zugegen waren, während die fremden und einheimischen vornehmen Bürgerlichen in einem anderen Saale tanzten, nahm auch sie teil — sehr zu Schillers Mißvergnügen. Am andern Tage schreibt er ihr, wie lieb es ihm sei, daß der Ball vorüber ist. Ein Vergnügen, das das Blut so unordentlich erhitze und das die besseren Menschen den armseligen so nahe bringe und mit ihnen vermische, müsse die feinen Gefühle und die edleren Genüsse des Geistes gern auf eine Zeitlang hinwegschwemmen. Und er könne sich einer geheimen Furcht nicht erwehren, wenn er das, was ihm lieb sei, durch eine Reihe fliegen sehe, die ihm nicht lieb sei. Freilich — vor dem Sehen werde er sich hüten. Aber heute früh sei es doch einer seiner ersten Gedanken gewesen, daß Lotte nicht mehr auf dem Balle sei. Die eifersüchtige Verstimmung verging bald,

zumal ihm Lotte an demselben Morgen schrieb: „Ich war doch froh, nach Hause zu kommen!"

Dieses kleine Vorkommnis ist für uns, die wir uns bemühen müssen, auf Grund der zufällig erhaltenen Briefe die Stimmungen und Gefühle Schillers und seiner Freundinnen klar zu erkennen, nicht ohne Bedeutung. Wir müssen immer bedenken, daß jene schriftlichen Zeugnisse nur eine dürftige Ergänzung des mündlichen Verkehrs in jenem Sommer darstellen. So ist es nicht leicht, aus ihnen volle Aufklärung über manche Fragen zu gewinnen, die sich uns aufdrängen, vor allem darüber, ob Schillers Neigung von Anfang an Lotte gegolten, oder ob er zwischen ihr und Karoline geschwankt hat. Ueber seine „Doppelliebe" ist ja mit mehr oder weniger Verständnis und Geschmack unendlich viel geschrieben und gefabelt worden. Man hat Schiller auf Grund seiner Briefe mit dem Grafen von Gleichen verglichen oder auch ihn beinahe bedauert, daß er statt für die geistvolle Karoline sich schließlich für die angeblich so unbedeutende Lotte entschieden habe; man hat jedenfalls vielfach annehmen zu dürfen geglaubt, daß er über seine Gefühle gegenüber den Schwestern sich lange Zeit nicht klar genug gewesen sei, bis er dann schließlich sich doch für die eine von beiden habe entscheiden müssen. Dann freilich schien es wiederum seltsam, daß er nicht Karoline gewählt hat, die reifere und ihm sozusagen geistig ebenbürtigere. Aber es geht nicht an, sich aus vielfach angezogenen Stellen aus

Briefen Schillers an beide Schwestern aus der Zeit nach der Verlobung eine solche Meinung zurechtzumachen. Denn man müßte dann einige ganz zweifellose Bekenntnisse Schillers über seine Liebe zu Lotte völlig ignorieren. Als er am 3. August 1789 Lotte um ihre Hand bat, schrieb er: „O, wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beysammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Muth verließ mich immer". Von einer Gelegenheit, die beinahe zu einer Aussprache zwischen den beiden geführt hätte, schreibt er dann einen Monat später. Zwischen Lotte und ihrer Mutter war ein Jahr vorher ein „Auftritt" vorgefallen, als Schiller eintrat. Lotte erzählte noch sehr bewegt Schiller davon, der sie zu trösten versuchte. „Karoline war weggegangen und du drücktest mir die Hand — das erstemal — und mit einer tiefen Bewegung. Karoline kam wieder, das einzigemal, wo mir ihre Erscheinung zur Unzeit kam, denn wir brachen ab, weil sie nicht wußte, noch wissen konnte, was eben geschehen war, wir es also auch nicht fortsetzen konnten. Damals, liebste Lotte, glaubte ich in deinem Herzen etwas zu lesen — aber diese Stunde kam nicht wieder". Und bewegt antwortet Lotte in der Erinnerung an jenen Abend: „Tief rührte mich deine Theilnahme, ach, ich hätte dirs so recht sagen mögen,

ich konnte lange nicht ohne Thränen daran denken, wie herzlich du mich tröstetest; wie deine Stimme mir so sanft ins Herz drang, und du mir sagtest, es nicht so genau zu nehmen". Und endlich gehört in diesen Zusammenhang die bekannte Stelle aus Schillers Werbebriefe an die Mutter: „Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen."

Von diesen Zeugnissen ist nichts wegzudeuten und zu ihnen stimmt unzweifelhaft auch jene Regung der Eifersucht in dem Briefe, den Schiller schrieb, als Lotte den Vogelschießenball besucht hatte. „Ich weiß wohl, daß ich kein Recht dazu habe, aber es ist etwas so gar schönes — sich das, was einem lieb ist, als sein Eigenthum zu denken, und was ich d e n k e, thut Ihnen ja auch nichts. Lassen Sie mir also immer diese Freude". In Augenblicken der Eifersucht wird tiefe Liebe sich am ersten über ihre Wünsche klar. Und Karoline? Die junge, aber schon leidgeprüfte Frau erkannte gewiß schon damals deutlich die aufkeimende Neigung der Liebenden zu einander, aber ihre schwesterliche Liebe behütete sie davor, Lotte den Geliebten zu mißgönnen. Auch sie genoß in vollen Zügen die Freuden, die der Umgang mit Schiller ihrem lebhaften Geiste bot. Was später etwa werden konnte — wer mochte es wissen! War es doch damals zum mindesten sehr ungewiß, ob sich

zwischen Lotte und dem fremden Gaste ein engeres Band knüpfen würde. Schiller war immerhin, wie berühmt er auch schon war, ein bürgerlicher heimatloser Schriftsteller ohne feste Stellung und wußte selbst, welche Schwierigkeiten er noch zu überwinden haben würde, wenn er sich entschließen sollte, ernstlich sich um ein adliges Fräulein zu bewerben. Die chère mère hatte gewiß mit einiger Besorgnis die aufkeimende Neigung ihrer Tochter beobachtet. Die Verbindung mit einem noch so talentvollen Schriftsteller in ungesicherter Lebensstellung, einem bürgerlichen noch dazu, war sicher nicht nach ihrem Sinne und nach dem der konservativaristokratischen Kreise, denen sie nach Geburt und Erziehung angehörte. Karoline hatte ihr Lebensglück Familienrücksichten opfern müssen und auch für Lotte wurden damals Heiratspläne gemacht. Der Major von Knebel scheint allerdings nicht ernstlich in Frage gekommen zu sein. Der alternde, etwas süßliche Junggeselle war trotz seiner vielen guten Eigenschaften gar nicht nach Lottes Geschmack und in ihren Briefen findet sich manche spöttische Bemerkung über den stets galanten Kavalier. Ganz anders war es mit einem anderen Freier, dem fürstlichen mit Lotte gleichaltrigen Kammerjunker und Regierungsassessor Friedrich Wilhelm von Ketelhodt, dem Sohne des Ministers von Ketelhodt, dessen schöne Bibliothek auch Schiller öfters benutzte. Die chère mère begünstigte seine Bewerbung. Sie hoffte, ihre Lotte in Rudolstadt

behalten zu können, wenn diese sich zu der „Heurath" mit Ketelhodt entschlösse — und wer möchte das der Mutter verdenken! Zwischen den beiden Familien scheint die Sache schon in Ordnung gebracht gewesen zu sein. Freilich widerstrebte Lotte. Sie mochte den „schönen spanischen Molch" nicht und noch nach langen Jahren finden wir in einem ihrer Briefe ein gar hartes Wort über ihn. Die chère mère war in keiner beneidenswerten Lage. Sie war mit Glücksgütern nicht sehr reich gesegnet und hielt es natürlich für ihre Pflicht, ihre Tochter möglichst gut zu versorgen. So unterstützte sie Ketelhodts Bewerbung. Freilich mochte ihr dabei bange werden, wenn sie an Karolines unglückliche Ehe dachte. Wir wissen nicht, was damals im Schoße der Familie zwischen Mutter und Töchtern verhandelt worden ist. Genug, Lottens Widerstand siegte. Ob sie es wagte, der Mutter ihre Herzensneigung zu enthüllen? Auffällig ist jedenfalls, daß sie im September mehrfach nach Kochberg zu Frau von Stein reiste oder — geschickt wurde. Die erste dieser Reisen hing aller Wahrscheinlichkeit nach mit Goethes Besuch in Rudolstadt zusammen.

Mit Goethe hatte Schiller schon Grüße gewechselt. „Er hätte mich besucht", so schreibt er an Körner, „wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe."

Goethe war am 18. Juni von Italien zurück-

gekommen und lebte, sich geflissentlich von der Welt abschließend, in den neuen Ideen, die ihm im Süden aufgegangen waren. Es galt zunächst wenigstens, Schiller mit ihm einmal zusammen zu bringen. Gewiß half Frau von Stein mit, den Gedanken eines Besuches in Rudolstadt zu verwirklichen. Goethe ging gern darauf ein, von Kochberg aus die ihm, wie wir sahen, längst bekannte Lengefeldsche Familie zu besuchen. So kam jener schöne, heiße Herbstsonntag des 7. September heran, dem Karoline und Charlotte mit so gespannter Erwartung im Interesse ihres Freundes entgegensahen. Am Vormittage rollte der Steinsche Wagen die Neue Straße herauf. In Goethes Begleitung befanden sich außer Frau von Stein noch deren Schwägerin, die anmutige kleine Frau Sophie von Schardt, und Frau Herder. Als sicher dürfen wir annehmen, daß das Beulwitzsche Ehepaar auch noch andere Gäste geladen hatte (die Gesellschaft war „zu groß"), die Familien von Ketelhodt, von Gleichen, von Beulwitz, von Brockenburg sind gewiß vertreten gewesen. Man wird nach Tisch in dem großen Garten jenseits der Allee den Kaffee eingenommen haben und man kann sich, auch wenn es nicht „urkundlich" bezeugt ist, vorstellen, wie die Gesellschaft in der Gartenhütte saß oder in den verschlungenen Wegen des in herbstlicher Pracht prangenden Gartens umherwandelte, in mannigfach wechselnden Gruppen sich unterhielt und wie immer wieder der große Gast aus Weimar den ehrfurchtsvoll bewun-

derten und eifersüchtig gesuchten Mittelpunkt bildete. Schiller konnte nicht viel allein mit Goethe sein und ihr Gespräch drehte sich um allgemeine Dinge. Karoline hatte von Goethe mehr Entgegenkommen, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen erwartet. Solche Gesellschaften sind schon an sich nicht dazu angetan, engere Beziehungen zwischen zwei Menschen zu knüpfen, die sich zum ersten Male einander gegenüber treten. Hier aber kam noch anderes dazu. Goethe sah in dem Dichter der Räuber den Vertreter einer Richtung, die für ihn selbst schon längst abgetan war und die er von seinem jetzigen Standpunkte aus bekämpfte. Im günstigsten Falle war ihm Schiller ein noch in der Entwicklung begriffenes Talent. Schiller wiederum konnte ein Gefühl stillen Neides nicht unterdrücken, wenn er sah, wie er selbst zu kämpfen hatte, um sich durchzusetzen, und wie das Geschick jenen Götterliebling zu seiner stolzen Höhe emporgetragen hatte. Er fühlte deutlich die Verschiedenheiten ihrer Naturen, er sah, wie weit ihm Goethe voraus war, und er sagte resigniert: die Zeit wird das Weitere lehren. Und der besonnene Körner stimmte ihm bei: „Goethes Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen, wie ich mir dachte." Die Zukunft sollte alles noch auf das Schönste entwickeln. Aber jetzt war es wenigstens etwas, daß Goethe das März-Heft des Teutschen Merkur, das die Götter Griechenlands enthielt, und das gewiß Karolines geschickte Hände „von ungefähr" auf den Tisch praktiziert

hatten, aufschlug, einige Minuten hineinsah, es einsteckte und bat, es mitnehmen zu dürfen. Nachdem er noch beim Kammerrat von Brockenburg, dem Nachbar des Beulwitzschen Hauses, dessen Naturaliensammlung besichtigt, auch einen Spaziergang an der Saale gemacht hatte, fuhr Goethe mit seinen Begleiterinnen wieder nach Kochberg zurück. Auf dem Wege teilte er, vielleicht durch die Götter Griechenlands angeregt, einiges von seinen künstlerischen Zukunftsplänen mit und rezitierte einige Strophen der „Geheimnisse".

Die Enttäuschung im Lengefeldschen Hause war groß. Und doch können wir heute, wenn wir gerecht sein wollen, nur sagen, daß eben vor der Hand unter diesen Umständen nichts anderes zu erwarten war. Immerhin — der Anfang einer persönlichen Berührung der beiden Größen war durch die Diplomatie der Lengefeldschen Damen gemacht.

Der Herbst hielt seinen Einzug, Schillers Rudolstädter Idyll ging zu Ende. Der September brachte auch sonst für Schiller manches Unbehagen. Schon am 31. August hatte Frau von Stein ihre „Chaise" geschickt, um Lotte abzuholen. Diese verweilte dann in Kochberg bis zum nächsten Freitag, dem 5. September, wo sie noch den von Weimar kommenden Goethe begrüßte. Die Annahme liegt nahe, daß dieser Ausflug dazu diente, Goethes Besuch in Rudolstadt, über den gewiß schon hin und her verhandelt worden war, in die Wege zu leiten. Aber

schon am 8. oder 9. finden wir sie, diesmal mit ihrer Mutter und ihrer Schwester, schon wieder in Kochberg. Auf dem Rückwege, am 10. September, kam ihnen Schiller bis Teichröda entgegen und fuhr von da in ihrem Wagen mit zurück. Am 11. September reiste die Familie auf Knebels Einladung mit Frau von Stein nach Jena, wo sie im Schlosse wohnten und einen Abend beim Kirchenrat Griesbach in dessen Garten zubrachten. Am Sonnabend, dem 14. September, begleitete sie Knebel bis Lobeda, wo man die „Naturdichterin“ Frau Bohl begrüßte, dann fuhren sie saalaufwärts, während Knebel, vermutlich zu Lottes Erleichterung, wieder nach Jena zurückkehrte. In Uhlstedt wurden die Reisenden von Beulwitz und Schiller erwartet, die in dem sauberen Dorfgasthofe den Tisch festlich mit Blumen und Obst ausgeputzt hatten, während Beulwitz in der „Modekanne“ einen „sublimen“ Kaffee selbst bereitete.

Aber schon in der zweiten Hälfte des Monats finden wir Lotte wieder in Kochberg. Frau von Stein war in Rudolstadt bei Hofe gewesen und hatte sie abgeholt. Und endlich ist Lotte wieder vom 9.—17. Oktober in Kochberg. Diese häufigen Reisen und Besprechungen mit Frau von Stein stehen gewiß — man darf ruhig diese Vermutung wagen — mit den Plänen der chère mère in Verbindung. Jedenfalls gaben sie Schiller einen Vorgeschmack der nun bald bevorstehenden dauernden Trennung von der ihm so teuer gewordenen Familie. Lotte war kaum

zwei Tage in Kochberg, als Schiller ihr am 2. September schrieb: „Dieses kleine Pröbchen von Trennung giebt mir gar schlechte Erwartungen von der größeren Trennung, die mir bevorsteht.“ Er hatte inzwischen „gar still und herzlich“ mit Karoline und ihrer Mutter beisammen gesessen und alte und neue Pläne geschmiedet. Aber schon hatte auch Lotte an ihn geschrieben. Sie sah oft nach den Bergen von Rudolstadt, der bange Gedanke, daß er sich gewöhnen könnte, sie zu missen, trieb sie oft in den dunkeln Gang am Wasser, sie lebte ihrem Schmerze und suchte sich mit seinen Briefen zu trösten, dann wieder fühlte sie, daß sie ihm fehle, daß er ihrer dachte, und sie saß oft in dem Tempel am Wasser und freute sich des süßen Gefühls, ihm etwas sein zu können. Und wenn sie dann in den düsteren Wäldern von Kochberg wanderte, so war sie nicht allein, denn sie las die Götter Griechenlands, freute sich der schönen Stellen und lernte sie auswendig. Und Schiller hoffte, daß dadurch ihrer beider Seelen immer mehr an einander gebunden werden würden, und es war ein entzückender Gedanke für ihn, diese abgerissenen Stücke seines Wesens in das seiner Freundin übergehen zu sehen. „Leben Sie recht wohl, bestes Lottchen. Ich möchte gar gerne noch viel mit Ihnen reden; aber ich fürchte in einen Text zu gerathen, woraus kein Ausgang ist.“ Man fühlt deutlich, daß diese beiden Menschen sich für einander bestimmt glauben und daß sie nicht mehr sich lassen mögen. Und keinen größeren

Gegensatz kann man finden, als wenn man Lottes einfach wahre und warmfühlende Briefe an Schiller mit denjenigen vergleicht, die diese selbe Lotte in eben diesen Monaten an den goethisierenden Freund Knebel schreibt und in denen sie ihm ernsthaft und gekünstelt von Büchern und Steinen berichtet.

Für Schiller kamen böse Tage. Er verfiel in ein „rheumatisches Fieber", das ihn mehrere Wochen mit wütenden Zahnschmerzen quälte. Die Nächte waren ohne Schlaf, das geschwollene Gesicht steckte in einem Verbande, der den Kopf so dick machte, „wie Bode (der weimarische Schriftsteller) um den Leib ist", er konnte nur undeutlich sprechen, sodaß kaum sein Diener Ludwig ihn zu verstehen vermochte. Vorsorglich schickte ihm Lotte gelegentlich Medizin, und Schiller, der nicht selber kommen konnte, sandte Kuchen zu Lengefelds als Zeichen seines Gedenkens. Als es ihm dann besser ging, wanderte er wenigstens die Allee hinauf und erging sich etwas in dem Garten der Freundinnen.

Anfang Oktober war er wieder hergestellt. Nun konnte er den Schwestern wieder die letzten Bogen seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande vorlesen, die inzwischen aus der Druckerei gekommen waren, „denn endlich hat mir der Allmächtige die Zunge wieder gelöst". Dann brachte er endlich auch in Volkstedt die dort zurückgelassenen Papiere und Manuskripte in Ordnung. Es war am Sonntag, dem 5. Oktober. Noch einmal war es sommerlich

warm, und tiefblau spannte sich der Himmel über die schöngeformten Linien der Berge, die herbstlich gefärbten Wälder und die rauschende Saale. Wehmutsvoll gab sich der Dichter den Gedanken hin, welche die schwermütige Schönheit der Natur in ihm erweckte: „— es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will. Anstatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelassen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorsteht. Er ist hin, dieser schöne Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm!" Die Trennung von Lotte, die wieder eine Reise nach Kochberg vorhatte, bedrückte ihn schwer. „Machen Sie doch, daß Sie bald wieder zurückkommen, — daß ich noch Abschied wenigstens von Ihnen nehmen kann. Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft." Lotte antwortet am Abend. Die Familie hatte am Nachmittage im Garten Kaffee getrunken und war dann auf dem Damme spazieren gegangen. „Mir machte die schöne blaue Luft Freude. Aber jetzt nicht mehr. Ach es ist traurig, daß Sie vom Abschied reden! Oft schon, wenn wir froh zusammen saßen, kam mir der Gedanke und quälte mich." Und sie versichert ihn ihrer unwandelbaren Freundschaft trotz der bevorstehenden Trennung. Dieselbe Stimmung atmen auch die Briefe, die wenige Tage später zwischen Kochberg und Rudolstadt hin und her gingen. Lotte hatte in Kochberg eine Zeichnung Goethes, die Pyramide des Cestius darstellend, kopiert,

die dieser seinem Zögling Fritz von Stein geschenkt hatte. Sie schenkte ihr Werk Schiller nach ihrer Rückkehr und dieser dankte in warmen Worten: „Die Zeichnung wird meinem Schreibtisch gegenüber stehen, manchen stillen Abend von mir betrachtet werden, und mir das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohltätig vorbeigeeilt sind.“ Als Gegengabe sandte Schiller eine Abschrift der „Künstler“.

Der Tag des Abschiedes, den Schiller immer weiter hinausschob, kam überraschend schnell. Am 10. November hatten die Schwestern dem Freunde noch zu seinem Geburtstage gratuliert und er hatte der Verwunderung Ausdruck gegeben, was ein einziges Jahr für eine Veränderung bringen kann, hatte dann auch selbst sich bei ihnen eingefunden — da überraschte ihn am Tage darauf die Nachricht, daß die Freundinnen am 12. November mit ihrem Onkel zum Besuche von Karoline von Dacheröden nach Erfurt reisen würden. Nun war auch er entschlossen, nicht mehr länger zu verweilen. Noch ein gemeinsamer Spaziergang — nein, er will ihn nicht vorschlagen, denn es würde ein trauriger Spaziergang sein, besser ist es, daß sie sich gestern zum letzten Male gesehen haben. Am späten Abend gibt Lotte noch in einfachen, rührenden Worten ihren Gefühlen Ausdruck, sie bittet ihn, oft von sich hören zu lassen, damit der Gang seines Geistes ihr nicht fremd wird und sie ihm folgen kann, und eine kurze, herzliche Nachschrift fügte sie am folgenden Morgen hinzu: „leben

Sie noch einmal wohl und vergessen uns nicht, doch nein, dies werden Sie nicht. Mir ists heut früh, als sähen wir uns bald wieder!" Schiller aber warf, als er ihren Wagen vor seinem Fenster die Neue Straße herauffahren sah, auch rasch noch einen letzten Abschiedsgruß aufs Papier, auch er von dem gleichen Gedanken beseelt „die Vorstellung unserer Wiedervereinigung steht hell und heiter vor mir." Dann fuhr er durch die Stadt um den Schloßberg herum durch den Baumgarten, den Zeugen so mancher schönen Erinnerungen, auf der Straße nach Weimar hinaus. Eine Blumenvase, die ihm die Schwestern geschenkt hatten, begleitete ihn als sichtbares Zeichen ihrer Freundschaft. Oft sah er sich um, ob ihr Wagen noch nachkommen würde — vergebens. In Teichröda trennten sich die Wege, er war allein.



III.

Zukunftsträume

„Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!"

Goethe.



Wie sehr ein halbes Jahr einen Menschen, besonders in jungen Jahren, beeinflussen und verändern kann, erfuhr Schiller nach seiner Rückkehr nach Weimar. Die Beziehungen, die er dort früher angeknüpft hatte, waren lose geworden: „Alles ist mir hier fremd geworden. ... Ich scheine mir hier ein abgerissenes Wesen; in der Folge, glaube ich wohl, werden mir einige meiner hiesigen Verbindungen wieder lieb werden." Und am Tage darauf schreibt er: „Dieser Sommer ist nicht unwichtig für mich. Ich bin von mancherlei Dingen zurückgekommen, die mich auf dieser Lebensreise oft schwer gedrückt haben, und hoffe, mich künftig mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen." Er war ruhiger und klarer geworden, „seine Erscheinung wie sein Wesen", so schreibt später Karoline von Wolzogen, „anmutiger, sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter." Nun begann für ihn ein Arbeitswinter voll rastloser Tätigkeit. Goethe hat später noch erzählt, daß Schiller sich damals oft acht Tage verschloß und sich von Niemand sprechen ließ und daß oft noch

abends um acht Uhr sein Mittagessen auf seinem Studierpulte stand. „Es ist," so schreibt er schon am 14. November, „viel stilles Vergnügen in dieser Existenz. Besonders die Abende sind mir lieb, die ich sonst sündlich in Gesellschaft verloren habe. Jetzt sitze ich beim Thee und einer Pfeife und da denkt und arbeitet sichs herrlich."

Seine Korrespondenz ging fast ausschließlich nach zwei Richtungen, nach Dresden zu Körner und nach Rudolstadt zu den beiden Freundinnen. Ernst und sachlich sind die Briefe an Körner. Der Teutsche Merkur, die Professur in Jena, die Götter Griechenlands, die Künstler, das Verhältnis zu Goethe, die geplante Memoirensammlung, ästhetische Fragen, all das wird oft in großer Ausführlichkeit mit dem besonnenen Freunde besprochen. Aber sein Herz öffnete er dem Freunde nicht. Wohl rühmt er in seinem ersten Briefe an ihn den Rudolstädter Kreis, aber er fügt auch hinzu: „Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Vertheilung geschwächt, und so ist denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen vernünftigen Freundschaft". Das klingt sehr kühl und nüchtern, aber es ist doch nur halb richtig. Was Schiller für die Schwestern Lengefeld empfand, lag schon weit jenseits der Grenzen einer vernünftigen Freundschaft. Aber gerade deshalb wurde es ihm schwer, ja unmöglich, seine Gefühle schriftlich auszusprechen, zumal er sich

sagen mußte, daß die in ihm geweckten süßen Hoffnungen vielleicht erst nach langer Zeit, vielleicht auch garnicht zur Wirklichkeit werden würden. Denn noch war er ja der heimatlose Schriftsteller ohne „bürgerliche Existenz“. Noch immer verbitterten ihm seine Schulden das Leben, „ich schmachte nach Ruhe, nach Freiheit“ schreibt er noch am 5. Januar an Körner und noch am 6. Mai rät ihm dieser zu einer reichen Partie. Es war Schiller unmöglich, unter solchen Umständen dem Freunde anzuvertrauen, was in der Tiefe seines Herzens vorging.

Diese Empfindungen enthüllt uns der Briefwechsel mit den Schwestern in Rudolstadt. Wir müssen es als ein Glück für uns betrachten, daß die räumliche Trennung des Dichters von seinen Freundinnen die Veranlassung wurde, daß beide Teile nun in langen und häufigen Briefen Ersatz für den ihnen versagten persönlichen Verkehr suchten. Frei und offen fließt der Strom der Gefühle vor unseren Augen dahin, klar und rückhaltlos offenbaren sich die feinsten Seelenregungen dieser edlen, allem Niedrigen abgekehrten Menschen.

Schiller hatte kaum am 13. November die notwendigsten Besuche und Besorgungen gemacht, als er an Lotte schrieb. „Mein erster ruhiger Augenblick ist für Sie .... Diß ist der erste Tag, den ich ohne Sie lebe. Gestern habe ich doch Ihr Haus gesehen und Eine Luft mit Ihnen geathmet. Ich kann mir nicht einbilden, daß alle diese schönen seelenvollen Abende, die

ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache, und nun hinzehe mit Ihnen mein Leben zu genießen. Nein, ich kann und darf es mir nicht denken, daß Meilen zwischen uns sind . . . aber meine besten Augenblicke werden doch diejenigen sein, wo ich mich des schönen Traums von diesem Sommer erinnere, und Pläne für den nächstfolgenden mache. Ich fürchte es; denn Wehmuth wird sich immer in diese Empfindung mischen, und glücklich ist man doch nicht, wenn man nicht in der Gegenwart leben kann. Ich habe mir die Trennung von Ihnen durch Vernünfteleyen zu erleichtern gesucht, aber sie halten die Probe nicht aus, und ich fühle, daß ich einen Verlust an meinem Wesen erlitten habe. Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele. Es wird alles wieder so lebendig in mir. Ich darf der Erinnerung nicht nachhängen." Auf des Freundes stürmische Worte erwiderte Lotte wehmutsvoll und schlicht: „Die Reise war erträglich, die Sonne, die heitre Luft waren wohlthätig, aber als sie sich verbarg, und der Abendwind über die leeren Felder wehte, und wir in die kalte Luft eingehüllt waren, lieber Freund, wie wurde es mir da so weh ums Herz! Ich dachte mir lebhaft, daß es die Stunde unsrer zusammenkunft wäre; und nun wie so anders! . . . Es ist sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Ich denke gern über die Zustände nach, die uns

oft zusammenbringen. Wir kennen uns erst ein Jahr und mir ists, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders. Denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken; und so wird es bleiben, nicht wahr? . . . Nun leben Sie wohl, l. Freund, denken Sie meiner oft; und immer mit einer freundschaftlichen Empfindung, ich erwidre sie gern. adieu! adieu!" Karoline aber schreibt leidenschaftlich erregt in der Erinnerung an die geistigen Freuden ihres Zusammenseins: „Sein Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund! Dies ist der erste Gruß, der durch einen so weiten Weg zu ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tausend Erinnerungen, tausend liebe Gewohnheiten werden es. Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! so frei und lebendig existirte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. — Wie nöthig ist es mir in der Hoffnung zu leben! Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber so schöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger Glückseligkeit. Ich möchte Wieland beinahe lieben über seine Pläne, die unserm Zusammen-

leben dienen sollen. O gutes Schicksal! nur S i e in unsrer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt."

Diese drei Briefstellen, jede überaus bezeichnend für die Persönlichkeit, die sie schrieb, zeigen uns deutlich, was Schiller und die beiden Schwestern in Rudolstadt einander geworden waren. Nun lebten sie getrennt und die Tagesarbeit forderte ihre Rechte. Aber von allem, was die Seele bewegte, wurde jetzt treulich in Briefen berichtet und an die Stelle des Trennungsschmerzes trat allmählich die Hoffnung auf eine Wiederkehr des früheren Glückes. An Lottes Geburtstage, dem 22. November, denkt Schiller in heiterer Stille der „Heiligen dieses Tages", zum ersten Male fühlt er sein Wesen wieder „in einer lebendigen Bewegung. Ich überließ mich süßen dichterischen Träumen; alte erwärmende Ideen wachten wieder bei mir auf. Kurz ich war in dem Zustand, wie es in dem Künstlern heißt

— — in der schöneren Welt,
Wo aus nimmer versiegenden Bächen
Lebensfluten der Dürstende trinkt
Und gereinigt von sterblichen Schwächen
Der Geist in des Geistes Umarmungen sinkt.

Und dieses Vergnügen lassen Sie mich Ihnen danken." Und Lotte schreibt an demselben Abend, daß sie sich seit langer Zeit an ihrem Geburtstage die Freude mache, an einen von ihren Freunden zu schreiben und daß sie so den Tag durch das Andenken an Menschen, die ihr

lieb seien, merkwürdig mache. „Dies ist der erste, den ich, seit unsrer Freundschaft, feire; er sei uns deswegen immer lieb! — Sie sehen wohl den schönen Abendhimmel auch? Ihre Freundschaft erhellt mein dasein eben so lieblich, als die untergehende Sonne die Wolken erhellt!" Und sie rechnet aus, daß nun der zwölfte Teil ihrer Trennung von Schiller hoffentlich vorbei ist oder vielleicht gar mehr.

Der Winter trat in diesem Jahre früh ein, schon Ende November hüllten sich Lottes geliebte Berge in ein weißes Schneegewand und die Saale deckte sich mit Eis. Es war wochenlang grimmig kalt. Lottes Blumen erfroren und Schiller mußte gestehen, daß es ihm mit dem Geranium, das er von ihr zum Geburtstage erhalten hatte, nicht besser gegangen war. „In diesem grimmkalten Wetter habe ich Sie schon öfters bedauert. Ich weiß, wie ungern Sie sich in Ihr Zimmer einsperren lassen, und daß freie Luft und heitrer Himmel gewissermaßen zu Ihrem Leben gehört. Die schönen Berge werden jetzt traurig um Rudolstadt liegen, aber auch in dieser traurigen Einförmigkeit immer groß — und daß ich sie nur vor meinem Fenster hätte!"

Still floß das Leben der Schwestern dahin. Einige Abwechslung brachten die gewohnten Freitagsgesellschaften, eine Partie Tarok mit den beiden Schwestern von Holleben oder eine Schlittenpartie nach Hasel, wo in großer Gesellschaft auch die Prinzen und die Prinzessinnen erschienen. Wie anders war es damals, als sie

mit Schiller über die Wiesen dahin ging! „Ich suche mir viel Geschäfte und bin auch fleißig, aber Sie fehlen mir doch immer; mir ists oft des Abends, als müßte ich hören, daß Sie gekommen wären. Gut, daß der Winter denn doch einmal aufhören muß! und Wiedersehn ist auch eine Freude, die, wenn die Trennung einmal verschmerzt ist, wohl werth ist, daß man sie fühlt." Die winterliche Einsamkeit, die auch durch den Hof wenig gestört wurde, begünstigte das beschauliche Sichversenken in die Schätze der Literatur, in deren Genusse ja die Schwestern immer schon ihren Trost gefunden hatten, wenn die Außenwelt ihnen wenig bot. Jetzt dehnte sich der Kreis ihrer Lektüre immer weiter. Aus der „Bibliothek auf dem Boden" holte man sich immer neue „Wundersachen". Von den Alten wurde Homer und der geliebte Plutarch bevorzugt, auch Vergils Aeneis vorgenommen, von den Neueren las man Buffon, Friedrichs II. histoire de mon temps, Shaftesbury, Montesquieu, Tassos Leben, Moriz, Goldoni, Volney, Johannes von Müller, Pope, Lamberts kosmologische Briefe, Mirabeaus Briefe, Joinvilles Memoiren, Diderot, Hallers Physiologie, Tom Jones, Lafontaine. Lotte vertiefte sich wieder in Schillers noch nicht erschienene Künstler und Karoline las unter Tränen seine Iphigenie in Aulis. Beide versuchten sich auch selbst in dichterischen Arbeiten: Lotte übersetzte aus Ossian und Karoline aus Ovids Metamorphosen.

Mitten in dieser Zeit angestrengtester Arbeit und stillster Einsamkeit trat plötzlich ein Ereignis ein, das Schillers Leben eine neue Richtung gab, seine Berufung nach Jena. Er sollte dort an die Stelle des nach Göttingen gehenden Historikers Eichhorn treten. Wohl hatte Schiller schon früher an eine Professur in Jena gedacht, aber es war mehr ein schöner Zukunftstraum gewesen. Jetzt, nachdem im Oktober der stattliche erste Band seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande, auf dem Titelblatte geschmückt mit dem Freiheitssymbole, dem Hute auf einer Stange, erschienen und seinen bisher nur als Dichter bekannten Verfasser auch als Geschichtsschreiber gezeigt hatte, kam die Berufung überraschend und plötzlich zu Stande. Wir wissen nicht, von wem der erste Anstoß ausgegangen ist. Wohl möglich, daß Karoline von Beulwitz ihn gegeben hat, indem sie eine Anregung bei Frau von Stein gab, daß diese die Sache dem Herzog nahelegte und der wieder Goethe einen Auftrag gab. Genug, eines Tages erschien der Geheimrat Voigt in Goethes Auftrage bei Schiller, um ihn zu „sondiren". Schiller stimmte zu, und Voigt benachrichtigte davon Goethe, der gerade mit dem Herzoge in Gotha weilte. Goethe hielt Serenissimo nostro et Gothano Vortrag und fand beider Zustimmung. Nun erhielt Goethe den Befehl, die Sache an das „geheime Consilium" zu bringen und führte diesen Auftrag am 9. Dezember aus. Schon am 14. Dezember konnte er das Reskript aus der Regierung

schicken, in dem Schiller vorläufige Weisung gegeben wurde, sich auf das neue Amt einzurichten, und bald trafen auch von den anderen sächsischen Regierungen, denen man Schiller als ein geeignetes „Subjekt" für die erledigte Stelle vorgeschlagen hatte, zustimmende Antworten ein. Das war alles so plötzlich vor sich gegangen, daß Schiller am 15. Dezember an Körner schreiben konnte, man, und besonders Voigt, habe ihn übertölpelt; seine Idee sei es ja fast immer gewesen, aber er habe wenigstens ein oder zwei Jahre zu seiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen wollen. Und auch am 23. Dezember noch schreibt er an die Rudolstädter Freundinnen, er habe sich übertölpeln lassen und möchte jetzt, da es zu spät sei, zurücktreten. Dahin sei sein schöner Traum von ein paar Jahren Unabhängigkeit, dahin der schöne künftige Sommer in Rudolstadt und all dies solle ihm ein heilloser Katheder ersetzen! Das sieht aus, als wenn er den neuen Verhältnissen mit wenig Hoffnung und Zuversicht entgegenginge. Aber es war nur ein erklärlicher Zweifel und Anfall von Kleinmut, wie er bei Uebernahme neuer großer Pflichten auch wohl einen Tapferen beschleicht, wenn er sich allmählich und immer wieder nachdenkend die Veränderung überlegt, die ihm nun bevorsteht. Im Grunde seines Herzens hatte er diese Veränderung mit Jubel begrüßt. Und der Grund war gewiß nicht nur sein längst gehegter Wunsch, endlich das unstete Leben aufzugeben und in eine „gewisse Rechtlichkeit und

bürgerliche Verbindung" einzutreten, wo er eine bessere Versorgung finden könne. Es ist eine bekannte Tatsache, daß Jugendfreundschaften oft dauerhafter sind, als später geschlossene. Wir schreiben dem in vielleicht ganz anderen Verhältnissen befindlichen fernen Jugendfreunde wenig, aber wir geben ihm in besonders wichtigen Augenblicken des Lebens gern rasche Nachricht von bedeutungsvollen Wendepunkten unseres Schicksales. Einen solchen Freund besaß Schiller in Rudolf Zumsteeg (1760—1802), dem schwäbischen Musiker und geschätzten Komponisten aus Stuttgart, dem er auf der Karlsschule nahe getreten war und mit dem er immer noch gelegentlich Briefe wechselte. So hatte Zumsteeg am 11. Oktober 1783 das Gerücht erwähnt, Schiller habe sich mit einer Komödiantin „verheurasselt". Am 15. Januar 1785, also vor fast vier Jahren, hatte Zumsteeg in überschwänglich glücklichem Herzensergusse Schiller von seiner Verheiratung Mitteilung gemacht. Jetzt, am Tage nachdem Goethe dem Geheimen Consilium Schillers Berufung nach Jena in warmen Worten empfohlen hatte, erinnerte sich Schiller des alten Freundes wieder. Er schreibt ihm (und wir vernehmen deutlich aus seinen Worten den Ton überwallender Freude und Zukunftshoffnung): „Von nun an streiche mich nur aus, der Liste der litterarischen Vagabunden aus. Oder hast Du mir lieber den etwas ehrenvollern Titel eines Privatgelehrten zugelegt, so ändere auch diesen. Denn ich denke nun bald in Staats-

und Adreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. Du lächelst, ich wette, daß ich die Deutung dieses Lächelns errathe. Du meinst, nun wird er wohl in meine Fußtapfen treten und ein ehrlicher Hausvater werden? — Ja, lieber Zumsteeg, verschiedene meiner Meinungen sind geflohen und haben sich mit mir verwandelt. Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu seyn." Dies Bekenntnis an den alten Genossen seiner Jugend, ausgesprochen in dem Augenblicke, da sich Schiller die Aussicht eröffnete, in die längst begehrte bürgerliche Stellung einzutreten, spricht eine deutliche Sprache. Er hoffte zuversichtlich, durch die Berufung zum Professor einen großen Schritt weiter zur Erfüllung seines geheimsten Wunsches zu machen. Gehaltener freilich klingt es in einem Briefe an die Schwestern vom 23. Dezember: „Das beste an dieser Sache ist doch immer die Nachbarschaft mit Ihnen. Ich rechne darauf, daß Sie mir diesen Sommer eine himmlische Erscheinung in Jena seyn werden, weil ich das erste Jahr zuviel zu thun und zu lesen habe, um noch etwas Zeit für die Wünsche meines Herzens übrig zu behalten. Dafür verspreche ich Ihnen, die folgenden Jahre Ihnen diesen Liebesdienst wett zu machen . . . . Versprechen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe, mir diesen Wunsch zu erfüllen." Die Schwestern Lengefeld waren glücklich, den Freund nun in

Zukunft in der Nähe zu wissen. Denn wenn auch Weimar von Rudolstadt gerade so weit entfernt ist, wie Jena, so lag es doch hinter den Bergen, aber Jena verband nachbarlich mit Rudolstadt das blaue Band der schönen Saale. So war es jenen nicht schwer, das verlangte Versprechen zu geben. Lotte schrieb in ihrer einfachen Art, öfters etwas weitschweifig auf dasselbe zurückkommend: „Sie bleiben nun doch in unsre nähe, wie schön ist das! . . . Die Gegend von Jena ist auch so schön, und der Weg zu uns so lachend, (ich komme doch immer wieder auf uns zurück). Dieser schöne Sommer, der uns wieder vereinigen sollte in unsren ehrwürdigen Thälern, ist doch nicht ganz hin, denn wir können uns doch sehen, dann und wann. Auf ein oder zwei tage kommt es nicht an, hoffe ich, und dann könnten wir uns auch zuweilen Rendezvous in Kahle geben. Der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel freude, und macht mich so ruhig" — und so variiert sie das Thema behaglich weiter. Knapper schreibt Karoline: „Innigst freue ich mich der Nachricht von Ihrem künftigen Aufenthalt in Jena, liebster Freund. Sie wissen, wie lieb mir dieser Plan immer war. Es giebt mir eine so lieblich lichte Aussicht ins Leben, Sie mir in unserer Nähe fixirt zu denken. Lassen Sie sichs nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein. Ach unsre eigentliche wahre Welt ist doch nur da, wo bleibender Antheil und Liebe unser Herz beleben!

Als eine Erscheinung zerfließt man ohne jene, im Meer der Erscheinungen um sich her! ich fühle das sehr. Daß man Ihre Existenz nicht nach der seinen messen und vergleichen kann, verstehe ich wohl. Süß und teuer ist mir das Gefühl, daß wir in Ihre Herzenswelt gehören, und daß unsre Nähe Ihnen Freude macht. Gewis versprech' ich Ihnen mit ganzen Herzen, daß wir künftigen Sommer nach Jena kommen, nichts kann das hindern". Und sie schmiedet noch andere Pläne. Gern würde sie unter gutem Vorwande eine geraume Zeit des Sommers in Jena leben. Dann könnten sie sich leicht immer sehen und nie sich anders verlassen, als mit der Hoffnung, sich bald wieder zu sehen. Aber sie fügt auch, weiterblickend als die Schwester, hinzu: „Mir ists gewiß, daß Sie in der Länge Glück in dieser Existenz finden werden, und das macht mich gar glücklich. Ich finde diese Art von Wirksamkeit gar schön, und sehr weit und tief eingreifend. Wie manche Geister werden eine höhere Richtung in dem Wehen des Ihren gewinnen! und in der Folge werden Sie Ihrer Schöpfung in dieser Lebensart mehr leben können, als in jeder andern, so wie ich sie überhaupt für eine der freisten halte, und durch die wenigsten drückenden Verhältnisse eingeschränkt."

Die Jahreswende brachte den Schwestern durch einen bedeutsamen Besuch eine erwünschte Abwechslung in ihrem stillen Leben. Am 4. Januar weilte in ihrem Hause zum ersten Male Wilhelm

von Humboldt, den später so enge Freundschaft mit Schiller verbinden sollte. Damals freilich kannten sich die beiden noch nicht. Der junge Humboldt studierte gerade in Göttingen, wo er bei der juristischen Fakultät eingeschrieben war, aber mit besonderem Eifer auch als Heynes Schüler philologische Studien in ausgedehntem Umfange betrieb. Er war mit Karl von Laroche, dem Sohne Sophies von Laroche, der einstigen Geliebten Wielands, befreundet und wurde durch diesen Ende 1787 in jenen seltsamen Geheimbund aufgenommen, zu dem außer Laroche auch Henriette Herz und ihre Schwester Brenna, ferner Dorothea Veit und ihre Schwester Henriette Mendelssohn gehörten. Freundschaft, Liebe, gegenseitige Beglückung und Veredelung, Ausbildung der Persönlichkeit durch innigen vertrauensvollen Verkehr waren die Ziele dieser Vereinigung voll überschwänglicher Schwärmerei. Eine besondere Geheimschrift sollte die empfindsamen Ergüsse der Mitglieder vor unberufenen Augen schützen, das trauliche Du herrschte zwischen ihnen, Küsse und Umarmungen besiegelten gar oft den Bund der Seelen. Durch Laroche war auch die schöne und hochstrebende Karoline von Dacheröden, die Tochter des Kammerpräsidenten von Dacheröden zu Erfurt, in die heilige „Verbündung" aufgenommen worden, Humboldts spätere Gattin, jene feinsinnige und hochbegabte Dame, die es in der Gelehrsamkeit mit manchem Philologen aufnahm (sie las Aeschylus und Homer in der Ur-

sprache) und die zeitlebens ihrem Manne in all seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen das tiefste Verständnis entgegenbrachte. Von Göttingen aus besuchte sie Humboldt auf ihrem väterlichen Gute Burgörner bei Hettstedt im August 1788. Im Ueberschwange der Gefühle schreibt er ihr am 1. September: „Ach L., heute sind's acht Tage, seit ich Dich nicht sah! Warum konnt' ich sie nicht zu der Länge eines Lebens ausdehnen, die Augenblicke, da ich in wonnevoller Entzückung in Deinen Armen lag! Auch Du warst ja glücklich. Ich las es aus Deinen Blicken. Und sagtest Du mir nicht selbst: „Ich bin immer glücklich, Wilhelm, wenn ich nur glücklich mache!" und machtest Du mich nicht glücklich?" und am Schlusse des Briefes heißt es: „Lebe nun wohl, Freundin meiner Seele, Geliebte, Schwester! lebe wohl, sei glücklich, o! Lina, Du wirst geliebt, und wer geliebt wird, ist nie ganz unglücklich. Lebe wohl, und liebe ewig Deinen Wilhelm." Eine vertraute Freundin der Dacheröden war Karoline von Beulwitz. So kam es, daß man auch ihre Aufnahme in den Geheimbund erwog. Um sie kennen zu lernen, war Laroche, von England kommend, Anfang Oktober 1788 mehrere Tage Gast des Lengefeldschen Hauses in Rudolstadt. Dann wurde Humboldt beauftragt, zu Karoline zu reisen und ihre Aufnahme in die „Verbündung" zu bewirken. Dies war der Zweck seines Besuches am 4. und 5. Januar 1789. Nicht ohne Bedenken ging

Karoline darauf ein, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, durch die Vorschriften des Bundes eine gewisse Einbuße an ihrer inneren Freiheit zu erleiden. Aber Humboldt wies sie mit eindringlichen Worten in einem Briefe vom 23. Januar darauf hin, daß diese Freiheit, die die einzelnen verlieren, unerläßliche Bedingung aller Bildung und aller Vollkommenheit sei, daß die Charaktere der Mitglieder volle Gelegenheit zur freien Entfaltung hätten, daß Karoline glücklicher sein werde, weil ihre Liebe mehrere umfassen, der Gedanke von ihr geliebt zu sein mehrere beglücken, der stille, aber wohltätige Einfluß, den ihre bescheidene, anspruchslose Tugend gleich einem belebenden Frühlingsodem um sie verbreitete, mehrere ihr ähnlich machen werde. Demgegenüber hat Karoline wohl ihre Bedenken fallen lassen. Freilich waren so wie so die Tage des Bundes gezählt. Die traumhafte Zeit der Empfindsamkeit ging für ihre Mitglieder zu Ende, und andere Aufgaben traten an sie heran. Was aber blieb, waren die nahen Beziehungen dieser hochgemuten und edeln jungen Leute und die Freundschaft, die besonders den thüringer Kreis der Gesellschaft für immer mit einander verband.

Es ist bezeichnend, daß bei all diesen Vorgängen Lotte ganz außer dem Spiele blieb. Warum Laroche nach Rudolstadt kam, ahnt sie nicht, und über Humboldts Besuch schreibt sie an Schiller: „Lolochen mußte gestern einmal Fremde unterhalten helfen (meine Schwester

giebt mir immer schuld, ich redete so wenig), es ist ein junger Herr von Humboldt, ein guter Freund des Laroche und der Dachröden. Er studiert in Göttingen, es scheint ein guter Mensch, er bleibt heut hier." Die Verbündeten urteilten ganz richtig, daß Lotte in ihren gefühlsseligen Kreis nicht hineinpaßte, dem auch Schiller immer fremd blieb.

Schillers sehnsüchtiger Wunsch nach einer „bürgerlichen Existenz" war erfüllt und es galt jetzt, bald die nötigen Vorbereitungen für den neuen Beruf und für die Uebersiedelung nach Jena zu treffen. Auch die Freundinnen begrüßten den nahenden Frühling mit ahnungsvollem Herzen. Der harte Winter ging, die Saale wälzte gewaltige Eismassen zu Tal, der Schnee schmolz und die liebe Gartenhütte drüben jenseits der Allee stand wieder frei. Schillers Gedanken wanderten nun doppelt gern über die Berge hinüber. „Die liebliche Luft und der geöffnete Boden haben mir die Scenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht. Der gewöhnliche Weg von Volkstedt um die schöne Ecke herum, bei der Brücke (über den Schaalbach), die Berge jenseits der Saale vom Abendroth so schön beleuchtet, Rudolstadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perspectiv just noch erreichte — Alles das stand wieder lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch — denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach dem Belvedere

mein Lieblingsspaziergang. (Belvedere liegt nach Rudolstadt zu.) Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied." Und an demselben Tage wandelte Lotte hoffnungsfreudig und wehmütig zugleich gestimmt an der Saale: „Heut habe ich mich zum erstenmal wieder der Natur gefreut, ich war auf dem Wasserdamm, die Saale ist so schön, die großen Eismassen liegen am Ufer zerstreut, die Berge sind wieder blau, und die Sonne schien so lieblich; mir wars als käme der Frühling, die Knospen sehn schon rötlich, es war mir so weit, so groß, die Seele dünkte sich freier; es ist eins der wohltätigsten Gefühle, sich der Natur freuen zu können! Ich wollte, Sie hätten mit uns des schönen Anblicks genießen können. Auch Volkstedt sieht wieder freundlich aus, aber es ist mir doch nicht mehr so lieb, wie vorigen Sommer. Es that mir weh, zu denken, daß Sie vielleicht heute die todte Gegend von Weimar überschauten; wie ist es dagegen bei uns so lachend, oder kam es mir heute doppelt schön vor, weil ich dies alles so lang entbehren mußte." Auch Karoline tat es wohl, die blauen Berge mit dem rötlichen Schimmer um sie wieder zu sehen. „Gestern an meinem Geburtstage (3. Februar) stand mir die Vergangenheit recht lebendig vor der Seele. Wie viel tausend Dank sagte Ihnen mein Herz vor alles Intresse und alles Gute, was Ihre Freundschaft, Ihr Umgang über das vergangene Jahr meines Lebens verbreiteten! Daß sie wiederkommen werden, die schönen Stunden

unseres Zusammenseins — auch diese Hoffnung grüßte mich mild aus der Zukunft." An Lotte schrieb darauf Schiller in diesen Tagen: „Für den Mirthis vielen Dank; es ist doch etwas Lebendes und kommt von Rudolstadt. Dieser Tage habe ich auch den Strauß noch gefunden, womit Sie mich zu meinem Geburtstage angebunden haben. Leben Sie nun recht wohl und freuen sich des umgänglichen Wetters, das Ihnen nun Ihre schönen Thäler und Berge wieder zeigt." Und mit innigen Worten schildert er Karoline gegenüber, wie wert ihm ihr Umgang ist: „Ihr Brief ist in einer sehr heitern Stimmung geschrieben; Sie leben in Frieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt. Warum kann ich nicht gleich unter Ihnen seyn, und mich auch in diesen Ton stimmen lassen? Alle meine Genüsse muß ich tief aus meiner Seele hervorholen; die Natur giebt mir nichts, und die Menschen suche ich nicht auf. Wenn ich glücklich seyn soll, so muß ein geschlossener Cirkel um mich herum seyn, der ohne mein Zuthun da ist und in den ich nur gleich eintreten kann, den ich empfänglich gestimmt finde. — Darum war mir immer so wohl bei Ihnen, und Gefühle der Freundschaft haben dieses Glück nur verfeinert und vermehrt, nicht erst neu hervorgebracht. Auch wenn wir weniger Freunde wären, würde mir Ihr näherer Umgang wünschenswürdig geblieben seyn."

Karolines Befinden war in dem Winter wenig zufriedenstellend gewesen, sie litt oft unter

trüben Stimmungen. Das Verhältnis zu ihrem Gatten war wenig erfreulich, „weil wir in uns nicht ruhig waren“, schreibt Lotte später einmal. Wir dürfen wohl vermuten, daß Schillers Anwesenheit im Sommer noch dazu beigetragen hatte, ein leidliches Verhältnis zwischen den Ehegatten wenigstens äußerlich herzustellen. Nun war seine Vermittelung weggefallen und der Gegensatz der Charaktere trat noch mehr als früher hervor. Karoline sah allmählich ein, daß ihre Wege sie nicht mehr zusammenführen würden. „Wohl hätte uns,“ schreibt sie (sie meint Schiller und sich) „das Schicksal auf der allernährenden Erde auch der allerwärmenden Sonne näher bringen sollen. Aber es ist ernst und stumm und antwortet kein Wort auf unsre Warums? für den Moment nehmlich. Ich habe schrecklich an Heiterkeit und Lebensmuth diesen Winter verloren und wenn die Frühlingsluft meinen Nerven keine neue Elasticität giebt, so weiß ich nicht, wie mir das Leben hingehen soll.“ Und ähnlich düster klingt es uns wenig später aus einem ihrer Briefe entgegen: „Die Welt steht heut nicht freundlich in meinem Kopf, sie sieht flach und leer aus, und ich bin so krank empfindlich, daß ich alles gewohnte Widrige, was mich sonst nicht mehr rührt, empfinde. Stiller Umgang mit mir selbst würde das bald heilen, aber zum Unglück kann ich nicht einsam bleiben, und die Menschen kommen mir in den Weg. Ach! wie half mir vergangenen Sommer die Hoffnung, den Abend mit Ihnen zu verleben,

das Wesen und Treiben der Menschen um mich her tragen!" Wiederum wenig später klagt sie: „Ach ich kann mich nie an die Idee gewöhnen, daß dieser Sommer dem vorigen so ganz unähnlich sein soll in Ansehung Ihrer Entfernung! Ich fühle es nur zu sehr, wie glücklich es uns machen würde, wenn Sie mit uns lebten, wie glücklich wir waren, und wie wir es immer mehr werden müßten. Das Gefühl, daß auch Ihnen diese Vorstellungen so lebendig bleiben, ist meinem Herzen sehr wohltätig. Ihr Umgang war das Element meines bessern Lebens, kein andrer kann mir das je sein! Ach und was ist das Leben, wenn die besten Saiten unsres Wesens einsam verklingen, wenn man immer fürchten muß, etwas anzuschlagen, wo einem Mißtöne entgegenkommen! oder wo es gar aus dumpfer Leere wiederhallt? Es freut mich, daß die Menschen da sind, daß sie glücklich sind, und wenn ich ihnen hie und da etwas gutes erweisen kann; aber das sie mir eigentlich nichts geben können, davor kann ich nicht und sie nicht. Das Verschließen müssen vor ihnen drückt aber doch. — Ich mag's dem Schicksal nicht zutrauen, daß es mir die Freuden Ihres Umgangs, wo mein Geist so frei existirte, nur zu kosten gegeben hat. Ach möchte, möchte es doch anders sein! Meine Seele ist gedrückt diesen Abend und vermag nicht, sich in frohen Ahnungen zu erheben, mögen wohlmeinendere Geister um Sie sein!"

Es war ein Glück für Karoline, daß sie mit ihrer Schwester in so innig traulichem Verhält-

nis lebte: „Wir lieben uns so sehr“, schreibt Lotte einmal, und ein anderes Mal: „Es ist so ein wohltätiges Gefühl, einen Menschen in der Welt zu wissen, auf den man sich so ganz verlassen kann, und der alles vor einen thun könnte. Dies habe ich oft, wenn ich an die Verbindung mit meiner Schwester denke; ich könnte mein Herz ganz auf sie lehnen und sie giebt mir oft Trost in trüben Augenblicken. Ohne sie könnte ich hier nicht existiren, und sie würde mir an jeden andern Ort auch fehlen. Die Zeit hat uns nach und nach so zusammen gebracht; sonst liebten wir uns lange nicht so sehr. Wir waren uns fern, aber unsre Reise in die Schweiz, half uns einander näher kennen zu lernen.“ Und ähnlich am 3. Juni: „Caroline und ich leben gar friedlich und angenehm zusammen.“ In der Tat stimmt alles, was sich aus den Briefen dieser Zeit entnehmen läßt, damit überein, daß kein Mißklang das Zusammenleben der Schwestern störte. Nichts wäre verkehrter, als aus Karolines leidenschaftlicher Sehnsucht nach Schillers Umgang den Wunsch herauslesen zu wollen, mit ihm dereinst sich ehelich zu verbinden. Sie war an einen ungeliebten Mann gefesselt und sah vor der Hand keinen Ausweg aus dieser Bedrängnis. Sie ahnte oder wußte mit weiblichem Scharfblick anderseits, daß ihre Schwester, mit der sie in so treuer Gemeinschaft lebte, eine tiefe Neigung zu einem Manne gefaßt hatte, dessen Umgang ihrem eigenen erkenntnisdurstigen Geiste unendlich viel wert war, und sie erkannte sehr

wohl, daß jene Neigung von ihm erwidert wurde. Seine unsichere äußere Lage und seine Gewissenhaftigkeit verboten es ihm bisher, der Geliebten seine Gefühle offen zu bekennen. Konnte und durfte unter solchen Umständen Karoline es wagen, das stille Liebesglück der ihr rückhaltlos vertrauenden Schwester zu stören? Was sie begehrte, war nicht Schillers Besitz, sondern die Fortdauer des bisherigen geistigen Verhältnisses zu ihm. Es sind manche Briefe von ihr an Schiller teils von ihr selber, teils später von Emilie von Gleichen vernichtet worden, andere werden noch im Schillerarchive zu Greifenstein zurückgehalten. Aber auch, wenn wir sie alle kennen würden, würden sie, verglichen mit den uns bisher bekannten, uns in diesem Punkte nichts Neues bringen, sondern nur, wie Alexander von Gleichen-Rußwurm einmal versichert hat, „eine Bestätigung der unendlich schönen, aber freien Auffassung der Liebe, die damals herrschte."

Zwei große Veränderungen brachte das Frühjahr dem kleinen Lengefeldschen Kreise. Am 24. Februar schrieb Lotte in einer Nachschrift ihres Briefes: „Sie werden bald eine Neuigkeit hören, die Sie wundern wird. Gute Nacht!" Schon am Tage darauf antwortet Schiller: „Mit der Neuigkeit, die Sie mir nächstens ankündigen, haben Sie mich fast erschröckt. Es giebt allerley Dinge, die ich nicht wünsche, daß sie geschähen, und diese fallen mir gleich ein, wenn von etwas, das geschehen soll,

die Rede ist.“ Wir ahnen sehr wohl, welche Veränderung in Lottes Leben Schiller im Sinne hatte. Bald befreite ihn Lotte von seinen Sorgen und teilte ihm mit, daß die chère mère demnächst als Erzieherin der beiden Töchter des Erbprinzen auf das Schloß ziehen werde. Erleichtert schreibt Schiller: „Die chère mère und ich treten also dieses Jahr ein ähnliches Amt an, das gar erstaunlich ehrwürdig ist; wir werden beide sehr nützliche Glieder für den Staat bilden. Ich wünsche nur, daß es ihr einträglicher seyn möchte, als mir; denn daß sie dem ihrigen gewachsen ist, hat sie — (ich muß doch einmal galant sein!) in ihren Töchtern bewiesen!“

Die zweite Veränderung bestand darin, daß Beulwitz Anfang Mai zusammen mit dem Regierungsrat von Ketelhodt als Reisebegleiter der beiden Söhne des Erbprinzen nach Süddeutschland und der Schweiz ging. So blieben nun die beiden Schwestern in dem großen Hause allein zurück. Die Mutter freilich sahen sie oft auf dem Schlosse oder bei ihren Besuchen zu Hause, Beulwitzens Entfernung aber mag ihnen unter den damaligen Umständen eine Erleichterung gewesen sein, wenn sie sich auch nicht in diesem Sinne aussprechen.

Der Semesteranfang stand vor der Tür. Es galt für Schiller, sich in Jena eine Wohnung zu suchen und die sonst nötigen Vorbereitungen für seine Uebersiedelung dorthin zu treffen. So reiste er in der zweiten Hälfte des März nach Jena. Schon vorher hatte er auf Karolines

Anregung an die Schwestern geschrieben: „Daß ich Sie in Rudolstadt besuche, ehe ich nach Jena gehe, war längst mein Vorsatz, meine Freude und Hoffnung.“ Und so ritt er von seiner neuen Heimat das Saaltal hinauf, in dem sich die ersten Verkündigungen des Frühlings zeigten. Er blieb einen oder zwei Tage in dem Orte seiner Sehnsucht. Es war ein kurzes aber bedeutungsvolles Wiedersehen. Die halbjährige Trennung hatte beiden Teilen gezeigt, was sie einander waren. Pläne für ein hoffentlich öfteres Wiedersehen wurden gemacht, und bewegten Herzens mag Schiller die traute, stille Häuslichkeit der Freundinnen wieder gesehen und bei sich erwogen haben, wie das Schicksal ihn fernerhin führen würde. Leider ist der Brief, den er nach seiner Abreise schrieb, nicht mehr vorhanden. Aber Lottes und Karolines Freude kommt in ihren Briefen deutlich zum Ausdruck. Jene sagt in ihrer schlichten Weise herzlichen Dank für den lieben Besuch: „Schade, daß die Zeit Ihres Hierseins so kurz war! wie vieles wollte ich Ihnen sagen und von Ihnen hören. Aber die Freude Sie wiederzusehen und der Gedanke, daß Sie wieder so bald von uns gingen, ließ mich nicht so als ich gewollt, der Freude Ihres Umgangs genießen . . . Sie waren uns zwar die Zeit über nicht fern, . . . es war mir in manchen Momenten Ihres Hierseins, als wären Sie garnicht von uns gewesen, der ganze lange traurige Winter war aus meinem Gedächtnis verlöscht . . . Es war uns gar leer und unheimlich,

Sie nicht mehr zu sehen . . . Ich sah nach der Gegend, wo Sie ihren weg hingenommen, und wünschte Ihnen gutes Glück, oder lieber nicht; denn es wäre mir angenehm gewesen, wenn der Weg zu übel zum fortkommen gewesen wäre." Karoline aber schreibt tieferregt: „Tausend Dank, theurer Freund, für Ihren lieben Besuch. Doch wie läßt sich für so etwas danken? — Ich fühle jetzt erst ganz die wohlthätigen Einflüsse Ihres Hierseins. Der Gedanke an unser kurzes Zusammenbleiben hielt meine Seele gebunden, und ich empfand die Freude Ihres Umgangs nicht ungemischt. . . . . Leben Sie wohl, der Glaube an Ihre Freundschaft ist meinem Herzen unentbehrlich, mögen ihm alle Zweifel auf ewig fern sein! Die meine für Sie ist von meinem Dasein unzertrennlich. — Adieu, Adieu."

Freund Körner erfuhr auch von diesem Besuche nichts. Scheu barg Schiller auch jetzt noch vor ihm, was sein innerstes Gefühlsleben bewegte. Wer möchte ihn darum schelten? Seine süßesten Zukunftsträume bewahrt der Mensch am liebsten bei sich allein, wenn ihre Verwirklichung noch in weiter Ferne zu liegen scheint. So dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn er halb ernsthaft, halb scherzend noch kurz vor der Reise nach Jena und Rudolstadt an Körner über seinen Nachbar Goethe ärgerlich vergleichend schreibt: „Wie leicht ward *sein* Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß *ich* bis auf diese Minute noch kämpfen", wenn er dann sagt, daß er doch noch guten Mut habe

und an eine „glückliche Revolution für die Zukunft“ glaube, und wenn er schließlich aufzählt, was er alles in fünf Jahren schaffen wolle, wenn ihm Körner innerhalb eines Jahres eine Frau mit zwölftausend Talern verschaffen würde, mit der er leben und an die er sich attachieren könnte.

Der flüchtige, kurze Traum, aus der elfenbeinernen Pforte von den Göttern gesandt, wie Karoline sich ausdrückte, war verrauscht. Aber der Frühling kam, die Wiesen wurden grün, die Saale schäumte noch wild und trübe von dem zerschmolzenen Schnee. Knebel schrieb an Lotte, die leichten Frühlingswinde möchten bald Freundlichkeit durch ihr lockiges Haar wehen, was sie sehr belustigte. Sie aber sandte Schiller Veilchen, „die Kinderchens der Flora, würde Knebel sagen“, und bald wurde die Gartenhütte drüben jenseits der Allee wieder geöffnet, „das heimliche Hüttchen von den Pappeln umpflanzt“. Vor einem Jahre war Schiller nach Volkstedt übergesiedelt, jetzt wachten bei ihm wie bei den Schwestern die Erinnerungen an jene ersten Tage ihres Verkehrs mit neuer Gewalt wieder auf. „Wie oft habe ich mich in diesen schönen Tagen zu Ihnen versetzt“, heißt es in Schillers letztem Briefe aus Weimar, „und Sie auf dem Damm und an der Saale hin begleitet. Auch Ihre erste Parthie im Gartenhauß beim Thee, wie gegenwärtig war sie mir und wieviele schöne Erinnerungen brachte sie mir zurücke! Dieser Sommer wird ganz anders werden, aber seinen schönsten Reiz wird er doch von der Hoffnung erhalten,

Sie zu sehen, und von der Erinnerung an Ihre liebe, mir so wohlthätige Freundschaft." Lotte antwortete, zum ersten Male wieder in ihrer kleinen, im Winter so kalten Stube schreibend: „Nun ists so schön, das erste Grün hat eine so sanfte Farbe, die Blüthen brechen hervor; es ist wieder so, wie voriges Jahr, wo wir Sie des Abends erwarten konnten. . . . Denken Sie unser, wenn Sie die Saale sehen, die ihre Blauen wellen von unsre Berge herbringt; sie soll Ihnen manchen freundlichen Gruß von uns sagen. adieu! adieu."

Am 11. Mai zog Schiller in Jena in der „Schrammei" ein. Im März, gerade ein Jahr nach den Göttern Griechenlands, waren die Künstler erschienen, sein vorläufiger Abschiedsgruß an die Poesie, an dem die Lengefeld'schen Schwestern so treuen Anteil genommen hatten, „Funken der Glut, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloschen sind, da Ihr Atem sie nicht mehr belebt." Es galt nun, allein der Geschichte sich zu widmen.

Der junge Professor war in Jena in der ersten Zeit von Zerstreuungen und Geschäften überladen und mußte seine Zeit „sündlich verschwenden". Am 26. Mai bestand er sein erstes „Abenteuer auf dem Katheder" und ein Jenaer Student erstattete bald darauf in Rudolstandt willkommenen Bericht über das Aufsehen, das der neue Dozent gemacht hatte. Dieser hatte inzwischen einen Plan ersonnen, der ihm die Möglichkeit geben sollte, ungestört mit den

Freundinnen zusammen zu kommen. In Lobeda bei Jena lebte die „Naturdichterin" Frau Bürgermeister Bohl, die diese im Jahre vorher zusammen mit Frau von Stein einmal besucht hatten. Nach Schillers Vorschlag sollte die „Bohlin" nach Rudolstadt eingeladen und ihr dann von den Lengefeld'schen Schwestern ein mehrtägiger Gegenbesuch gemacht werden. Diese gingen mit Lebhaftigkeit darauf ein, aber sie hatten die Rechnung ohne die Mutter gemacht, welche zu ihrem Leidwesen ernstlichen Widerspruch erhob. So war diese Hoffnung zu nichte geworden und die Schwestern mußten sich damit trösten, daß sie wenigstens bei Gleichens Hochzeit in Etzelbach Schiller um zwei Stunden näher waren und aus der Ferne die Berge um Jena grüßen konnten, während in denselben Tagen Schiller, von der ihn umgebenden Gesellschaft freilich wenig erbaut, einen Ausflug auf einen Berg bei Rotenstein machte und seine Gedanken von da noch weiter saalaufwärts wandern ließ: „Ich habe dabey lebhaft an Sie gedacht, und der vorige Sommer kam mir in Erinnerung."

Inzwischen war die stets geschäftige Karoline noch in anderer Richtung tätig. Ihre Freundin Karoline von Dacheröden, körperlich leidend und seelisch in Bedrängnis (sie war mit dem erwähnten Laroche halb und halb verlobt, stand aber zugleich mit Humboldt in schwärmerisch erregtem Briefwechsel) wollte das Bad Lauchstedt aufsuchen. Dasselbe plante Karoline von Beulwitz mit ihrer Schwester. In Bur-

görner, dem Dacheröden'schen Gute, wollte man die Freundin abholen. So bot sich die Gelegenheit, auf dem Wege Schiller in Jena wiederzusehen und vielleicht auch einen Abstecher nach Leipzig zu machen, um Körner und die Seinen dort kennen zu lernen.

Schiller aber rüstete unterdessen zu einem neuen kurzen Besuche in Rudolstadt. Er ließ sich länger dort halten, als er beabsichtigt hatte, und kehrte, von herzlichen Dankesbriefen der Schwestern gefolgt, am 21. Juni, einem Sonntage, „in einer so glücklichen Stimmung" zurück. Er war mit gewohnter Herzlichkeit aufgenommen worden. Wie viel hatte er zu erzählen und wie verständnisvolle Teilnahme fand er wieder für alles, was ihn bewegte! Man hatte neue Pläne für die Zukunft geschmiedet, die Schwestern wollten endlich Körner kennen lernen, der mit seiner Familie einen Besuch in Jena und Weimar machen wollte, die bevorstehende Badereise nach Lauchstedt war besprochen, sogar ein Zusammentreffen bei Frau Bohl in Lobeda war wieder erörtert worden und Frau Professor Griesbach, der „Lorbeerkranz", wie sie so oft in den Briefen genannt wird, die sich als mütterliche Beschützerin Schillers betrachtete und wohl auch gern ihm eine Frau verschafft hätte und die bald darauf Lengefelds in Rudolstadt besuchte, hatte sich bereit erklärt, dieses Zusammentreffen zu vermitteln. Bei ihr wollten die Schwestern wohnen, wenn sie auf der Fahrt nach Lauchstedt Jena berührten. Schon war der er-

hoffte Tag der Abreise nahe. Am 6. Juli schreibt Lotte, wie sehr sie den Freund herbeiwünsche, damit er sich am Dufte der Lilien erfreuen könne, die jetzt ihren Garten fast bedeckten, und meldet ihre Ankunft in Jena für den nächsten Freitag, den 10. Juli, an. Er soll sie unter den hohen Erlen an der Saale noch vor Jena erwarten. Karoline schärft ihm noch ein, es so einzurichten, „daß wir Sie viel sehen, es wird uns sonst eine sehr üble Laune in Jena anwandeln . . . Leben Sie wohl, ich lebe der Hoffnung, Sie zu sehen. Ach, es ist doch gut, daß Sie in Jena sind, da Sie einmal nicht ganz bei uns sind.“ Aber der ersehnte Tag brachte für beide Teile eine schwere Enttäuschung. Frau Griesbach scheint eine große Gesellschaft in ihren schönen Garten geladen zu haben. Auch Freund Knebel war da und Goethe kam am Abend. Die ganze Gesellschaft speiste in der Rose zu Abend, — aber Schiller war nicht da! Lotte wurde immer unruhiger über sein Ausbleiben und es trieb sie, „wie ein böser Geist“ im Saale umher, bis sie sich schließlich an Professor Paulus und Frau anschloß. Sie kamen ihr noch am erträglichsten vor, weil sie doch aus Schwaben stammten! Endlich kam Schiller, der irgendwelche Abhaltung gehabt hatte, aber er konnte unter der großen Gesellschaft die Freundinnen nicht ungestört sprechen. Am nächsten Tage schon reisten sie über Naumburg nach Burgörner, und Schiller scheint sie ein Stück des Weges begleitet zu haben. Die Freude des Wiedersehens war

ihnen gründlich gestört worden, „den unheimlichen Abend werde ich so leicht nicht vergessen", schreibt Lotte wenige Tage darauf in ihrem ersten Briefe. Es kam unglücklicherweise noch hinzu, daß dieser Brief, dem Lotte sofort einen zweiten nachsandte, mit anderen von der Post als verloren gegangen gemeldet wurde und erst am 24. Juli in Schillers Hände kam. Er war leidenschaftlich erregt: „Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich Ihnen soviel sagen wollen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt ... Ihre Empfindungen an diesem Abend waren eine dunkle Ahndung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen, so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle die Menschen und menschenähnliche Wesen um uns her hätten unsre Sprache nicht gestört." Unter Berufung auf eine Stelle im Don Carlos klagt er darüber, daß der Gedanke erst in der Worte tote Elemente sich zersplittern muß, um zur Erscheinung zu kommen, daß die Seele sich im Schalle verkörpern muß, um der Seele zu erscheinen. Er hatte mit den besten Vorsätzen und mit leidlichem Erfolge angefangen, sich in Jena einzugewöhnen, jetzt findet er alle diese Menschen unerträglich — keiner, an den er sich als Freund anschließen könnte! Er kommt sich vor, wie einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden und die Sprache des Landes nicht versteht. „Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an

einer beseelenden Berührung, und, durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen." Wenn er bis jetzt noch gezweifelt haben sollte, ob er Lotte liebe, ob er bei ihr sein Glück und den Frieden seiner Seele finden werde, jetzt wußte er es bestimmt. Er konnte die Trennung nicht mehr ertragen. Und doch — war es nicht vermessen, ja fast aussichtslos, daß er, der bürgerliche, noch immer nur auf unsichere Einnahmen angewiesene Schriftsteller seine Augen zu einem adligen Fräulein erhob? In zerrissener gequälter Stimmung spricht er von den schönen Hoffnungen auf Wiedersehen, die Lotte in ihm erweckt hatte. „Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Wage mehr gelten, als die entschiedenste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er gerade das muthigste Roß h i n t e r den Wagen? Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Könnte ich gewisse Verhältnisse u m k e h r e n, so wäre der heroische Mut, den ich habe, an seiner rechten Stelle. So aber habe ich ihn nur zu meiner eigenen Peinigung und kann ihn niemand anderm mittheilen . . . Aber ich vergesse mich. Ihr Brief machte vieles in mir lebendig und meine Einbildungskraft setzte da fort, wo Sie abgebrochen haben. Habe ich etwas verwirrtes

geschrieben, so zerreißen und i g n o r i e r e n Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung, und diese möge mich bey Ihnen entschuldigen." Lotte verstand wohl, was er sagen wollte — und Karoline auch. Es war Zeit, den verschlungenen Knoten zu lösen. Und wessen Hände hätten dies Werk besser vollbringen können, als die Karolines?

Schiller zog es nach Lauchstedt. Er erwartete Körners Besuch in Jena, wollte aber vorher ihn in Leipzig sprechen. Ob das notwendig oder nur ein Vorwand war — genug, er reiste von Jena in großem Bogen über Lauchstedt nach Leipzig und Lotte rechtfertigte diesen Bogen schon vorher mit kühner Geographie: „Kein Umweg ist es garnicht, wenn Sie über Merseburg müssen; wenn es also Ihre Geschäfte erlauben, denke ich wohl, daß Sie kommen." Am 1. oder 2. August nach fünf Uhr wollte er in Lauchstedt eintreffen, am Montag, 3. August, reiste er von da nach Leipzig weiter, zwar noch nicht als Bräutigam, aber doch seines Glückes sicher. Karoline schildert in ihrem 1830 erschienenen Buche den Hergang folgendermaßen: „Schiller kam in Lauchstedt an; der Plan, mit seinem Freund Körner in Leipzig zusammen zu treffen, gab den Schein der Absichtslosigkeit. Die Erklärung erfolgte in einem Moment des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam seyn muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe, und versprach ihm ihre Hand." Daß es so nicht gewesen ist, beweisen die Briefe

Schillers vom 3. und der Lottes vom 5. August. Was zwischen den dreien vorging, dürfen wir also nur vermuten. Schiller trat Lotte mit übervollem Herzen entgegen. Sie fühlt, daß die Entscheidung bevorsteht, aber sie bangt scheu davor zurück. Schiller wird unsicher, er fühlt, wie schon öfters, eine seltsame Kälte Lottes ihm gegenüber und wagt nicht das erlösende Wort zu sprechen. Sollte es doch nur Freundschaft sein, die Lotte für ihn empfindet, so will er den Frieden ihrer Seele nicht stören. Der Tag geht hin, die Stunde der Abreise naht. Karoline begleitet ihn zum Wagen. Ihr, der leiderprobten Frau, mit der er so oft die Geheimnisse der menschlichen Seele im Gespräch durchforscht hat, erschließt er jetzt sein von Zweifeln gequältes Herz und sie kommt seinem „furchtsamen Geheimnis so schön entgegen". Die Freundin tröstet ihn und gibt ihm die beseligende Gewißheit, daß die Schwester ihn liebt. So fährt er davon.

Was sein Mund nicht hatte aussprechen können, läßt seine Seele nun in einem herrlichen Briefe ausströmen: „Ist es wahr, theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beysammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ

mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabey vor Augen hätte und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles übrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich seyn — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben, als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger seyn, als sie es mir war und immer seyn wird. Mein ganzes Daseyn, alles was in mir lebt, alles, meine theuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschiehts, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig seyn, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen.

Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein seyn wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts, nichts die freye Mittheilung unserer Seelen stören.

Leben Sie wohl, theuerste Lotte. Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblicke, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese Einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen?

Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bild. Leben Sie wohl, meine theuerste." Und an demselben Abend schreibt er von Leipzig aus einen zweiten Brief: „Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich seyn ist, als heute. Ein einziger Tag verspricht mir die Erfüllung der zwei Einzigen Wünsche, die mich glücklich machen können. Liebste, theuerste Freundinnen, ich ver-

lasse eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der Ersten Freude unsers Wiedersehens war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht, wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung. Es ist das erstemal, daß ich diese so lang zurückgehaltenen Empfindungen gegen einen Freund ausgißen konnte. Dieser heutige Morgen bey Ihnen, diesen Abend meinen theuersten Freund von mir, dem ich alles bin, wie ich es war, der mir alles geblieben ist, was er mir je gewesen — soviel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens. Körner kündigt mir noch an, daß er bereit sey, Dresden zu verlassen, und Jena zu seinem Aufenthalt zu wählen. Innerhalb eines Jahres kann ich hoffen, auch von ihm unzertrennlich zu werden.

Welche schöne himmlische Aussicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander schenken! Wie selig wird sich mein Wesen in diesem Zirkel entfalten! O ich fühle in diesem Augenblick, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahndete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles, was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wiedergefunden und lege einen Werth auf mein Wesen, weil ich es Ihnen widmen will.

Ja Ihnen sollen alle meine Empfindungen gehören, alle Kräfte meines Wesens sollen Ihnen blühen! In Ihnen will ich leben und meines Daseyns mich erfreun. Ihre Seele ist mein — und die meinige ist Ihnen. Lassen Sie mich für meine Freunde mit angeloben. Auch sie sind Ihnen, und Sie schenke ich meinen Freunden. Wie reich werden wir durch einander seyn!

Aber bestätigen Sie mir beyde, daß meine Hoffnung mich nicht zu weit geführt hat, sagen Sie mir's, daß ich Sie ganz verstanden habe, daß Lotte mein seyn will, daß ich sie glücklich machen kann. Noch mistraue ich einer Hofnung, einer Freude, von der ich noch gar keine Erfahrung habe; Lassen Sie meine Freude bald auch von dieser Furcht ganz rein sein. Sie können nicht handeln, wie gewöhnliche Menschen, Sie brauchen also auch gegen mich nichts, als Wahrheit, wir dürfen alle diese Umständlichkeiten überspringen und unsre Seelen frey und rein vor einander entfalten.

Ich kann nicht mehr schreiben. Heute nicht mehr, denn meine Seele ist jetzt nicht fähig, ruhige Bilder aufzufassen. Es schmerzt mich, daß ich Ihnen so gar nicht schildern kann, wie mir ist. Antworten Sie mir ja ohne Aufschub, und wenn nicht gleich eine Post geht, durch einen Expressen. Sie haben dazu noch einen andern Grund, denn ich muß wissen, ob Sie und die Dachröden gesund genug sind, die Reise nach Leipzig zu machen. Auf den Freitag Mittag sind Körners frey, und diesen Tag könnten Sie

also wählen. Sie müssen meine Freunde sehen — und ich muß Sie bald wieder sehen.

Diesen heutigen Brief werden Sie Mittwoch früh haben. Schicken Sie einen Expressen, so habe ich Mittwoch abends Ihre Antwort. Nur wenige Zeilen, nur so viel als ich brauche, um meiner Freude ganz gewiß zu seyn.

Ich habe hier niemand gesprochen, als Körnern. Seine Frau und Schwägerin sind in einer Gesellschaft, wo sie nicht loskommen können. Fast ist mir's lieb, so bin ich ganz allein bei meiner Freude. Adieu."

Auf des Geliebten stürmische Ergüsse antwortet Lotte in ihrer lieben, einfachen Art: „Schon zwei mal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen; und aus meinen Herzen geantwortet.

Der Gedanke zu Ihren Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehn. — Für heute nichts mehr. Freitag sehn wir uns. wie freue ich mich unsren Körner zu sehn! und Sie, lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Hier ist der Brief, dem ich Ihnen lezt bestimmte. adieu! ewig Ihre treue Lotte."

Schon wenige Tage darauf konnten sich die Liebenden mündlich sagen, wie glücklich sie waren. Am Freitag, dem 7. August, fuhren die

Schwestern nach Leipzig, von Schiller sehnsüchtig erwartet. Nun endlich konnten sie sich aussprechen und die Geschichte ihrer Liebe und ihrer Zweifel sich gegenseitig erzählen. Auch Gemälde wurden besehen und Lotte berichtet darüber einige Tage später gar ernsthaft an Freund Knebel. Nun lernten sie auch, worauf sie sich so oft schon gefreut hatten, Körner und die Seinen kennen. Aber freilich führte diese Bekanntschaft noch nicht zu der von Schiller erhofften Annäherung. Die Körnerschen „Weiber", wie sie Schiller oft scherzhaft nennt, Körners Frau und Schwägerin, waren in ihrer etwas hausbackenen, bürgerlichen Art denn doch zu verschieden von den Lengefelds, als daß sich rasch ein näheres Verhältnis hätte bilden können. Und Körner selbst fühlte sich begreiflicherweise verletzt, als sein Freund, von dem er nach seinen Briefen nun und nimmer geahnt hatte, daß er sich mit der Rudolstädterin verloben werde, ihn plötzlich vor die vollendete Tatsache stellte. Noch am 5. Juni hatte Körner geschrieben: „Ueber Deine Heiratspläne werden wir mündlich unsere Ideen einander mittheilen. Bis dahin wirst Du doch Dich nicht verplempern." Und Schiller hatte sehr sophistisch geantwortet: „Wegen des Verplemperns kannst Du ganz sicher sein; ich habe h i e r alles die Musterung passieren lassen und meine ganze Freiheit beisammenbehalten." So kam eine Verstimmung zwischen beide, die zu heilen erst Zeit brauchte. Schiller freilich wird in diesen Tagen noch nicht genug Muße gehabt haben, darüber nachzu-

denken, welche Schuld er selbst daran trug. Er kehrte schon am folgenden Tage mit den beiden Schwestern nach Lauchstedt zurück und fuhr von da am 10. August nach Jena weiter. Am 20. trafen auch Karoline und Lotte in Jena ein und machten von der Gastfreundschaft des „Lorbeerkranzes“ in Griesbachs schönem Gartenhause Gebrauch. Das Wiedersehen mit Schiller stand diesmal unter einem glücklicheren Sterne, als an jenem unheimlichen Abende des 10. Juli. Freilich war die Freude nur kurz, denn schon am folgenden Tage setzten die Schwestern ihre Reise fort, und am Morgen des 22. August schrieb Lotte aus ihrer „kleinen Zelle“ zu Rudolstadt zum ersten Male als glückliche Braut an den Geliebten.





IV.

Glück und Leid

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Goethe.



„Nichts Schönres giebt's auf Erden, als frommer Frauen Lieb' — wem's mag werden." Schiller erfuhr jetzt an sich die Wahrheit dieses Lutherwortes. Der einst resigniert geschrieben hatte:

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht —
Ich weiß nichts von Glückseligkeit",

der sandte jetzt an die nach bangen Monaten endlich gewonnene Geliebte die Zeilen: „In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegentrugst. Mit langen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ich habe Dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. Es war ein schneller und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, w a r e n wir einander längst, aber jetzt erst genieße ich alle unsre vergangenen

Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal und alles zeigt sich mir jetzt in einem schöneren Licht." Lotte soll ihm die Geschichte ihrer werdenden Liebe erzählen. Sie ist erstaunt, daß sie ihm oft kalt vorkam und ihr Betragen zu abgemessen. Was sie bisher in den geheimsten Tiefen ihres Herzens verschlossen hatte, kann sie nun offenbaren. Sie gesteht ihm, daß diese Kälte nur scheinbar war, nur eine Hülle, um Empfindungen zu verbergen, die sie sich nicht gestehen wollte, und noch weniger anderen, weil sie nicht immer seiner Gefühle für sie gewiß war. Zuweilen glaubte sie, sie sei ihm nichts, gar nichts, dann wieder ahnte sie seine Liebe, aber sie wußte nicht, daß ihr Verhalten Schuld daran war, daß Schiller sie falsch beurteilte, „es ist überhaupt in mir, finde ich, daß ich selten ganz ausdrücken kann, was ich fühle. Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn Du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können. Ich konnte mir mein Glück nicht ohne dich denken, konnte mir kein fremdes Wesen denken, daß außer uns noch zu deinem Glück beitragen könnte, und dich glücklich durch wahre, innige liebe gemacht hätte." Und in ihrer Erinnerung steigt der Plan der Mutter wieder auf, sie mit Ketelhodt zu verheiraten. Ihre Hand hätte sie vielleicht hingeben können und müssen, aber nicht ihr Herz. Dann hätte vielleicht Schiller ihr auch seine Freundschaft entzogen, weil er sie verkannt hätte. „Und wenn ich dies alles nun überdenke, daß ich weis, wie du mich liebst, du es von mir

weist, daß unsre Seelen ewig fest in einander verwebt sind, dies giebt mir Ruhe, und läßt mich der Zukunft heitrer entgegen sehn." Jetzt kann sie frei sprechen, ihr ganzes Wesen entfaltet sich, die mädchenhaft zarte Scheu ist überwunden, sie darf sich ganz dem Zauber der Liebe, die sie durchflutet, ergeben und goldene Zukunftsbilder blühen ihr auf. „Wir sind glücklich in unsrer Liebe, in dem Gefühl uns anzugehören, ich vergesse der Welt so ganz, wenn ich bei dir bin, und wir brauchen nichts außer uns zu suchen. Reich in deinem Geiste wird der meine sich freun, dem Flug des deinen zu folgen, und in deinem und meinem Herzen wird ewiger Frühling der Liebe blühn; welche Aussicht auf die Zukunft! mein künftiges Leben steht nun hell und lachend vor mir . . . Ich möchte die Sprache, so wie du, in meiner Gewalt haben, um dir es sagen zu können, was ich fühle. Aber du verstehst mich ohne Worte."

Still und eintönig floß das äußere Leben der Schwestern dahin. Geselligkeit war ihnen jetzt erst recht nicht Bedürfnis, noch weniger als früher. Oft gingen sie an Hof, häufig kam die Mutter am Nachmittage herunter. Besuch kam und ging, Vater Beulwitz mit seiner Tochter Ulrike, der Oberstallmeister von Stein aus Kochberg, sein Sohn Fritz, Goethes Zögling, zur üblichen Freitagsgesellschaft, in der sogar getanzt wurde, auch Frau von Stein sprach einmal vor. Eifrig benutzte man die Gartenhütte und ging des Abends noch in der Allee umher. Im Garten

schrieb Lotte oft an den Geliebten, von demselben Tische aus, an dem sie so oft zusammen gesessen. Der Lärm des berühmten Vogelschießens, zu dem sie auch gehen muß, weil die Mutter dort ist, dringt in ihre Stille und erinnert sie an die Erlebnisse des vorigen Jahres bei dieser Gelegenheit. Auch Schiller neckt sie damit, daß sie jetzt ohne Zweifel unter den schönen Zelten und dem Duft von Bratwürsten auf der Vogelwiese umherwandeln wird. Auch er denkt an das vergangene Jahr, wo er freilich nicht sehr oft unter den Zelten, aber desto fleißiger bei den Schwestern war. Von Paris schreibt gelegentlich Wilhelm von Wolzogen über seine dortigen Erlebnisse und so tönt in das Rudolstädter Idyll ein Nachhall der großen Revolution herein. Mancherlei Lektüre hilft die Zeit verkürzen, Barthélemys damals viel gelesene Reise des jungen Anacharsis in Griechenland wird oft besprochen. Mit Sorgen verfolgt man den Gesundheitszustand Karolines von Dacheröden, die noch immer recht leidend war. Das hinderte aber nicht, daß die Schwestern zu gleicher Zeit im geheimen den abenteuerlichen Plan verfolgten, aus der chère mère und dem „Papa", dem Kammerpräsidenten von Dacheröden, ein Paar zu machen und so die beiden Familien noch enger zu verbinden! Aber vor allem bewegte sie jetzt e i n Gedanke — das Wiedersehen mit Schiller im Herbste. Denn dieser hatte vor, die Ferien wieder bei seinem trefflichen Kantor Unbehaun in Volkstedt zu verbringen. Nun eilte er gewaltig, im Kolleg mit

der griechischen Geschichte zu Ende zu kommen, und die Studenten freuten sich, wie schnell es ging. Ganze Jahrhunderte flogen hinter ihnen zurück. Die Hoffnung auf das Wiedersehen hielt ihn in heiterer Stimmung. Die Mohamedaner kehren, wenn sie beten, ihr Gesicht nach Mekka, er aber will sich einen Katheder anschaffen, wo er das seinige gegen Rudolstadt wenden kann, „denn dort ist meine Religion und mein Prophet". Unterdessen saß Lotte mit Gleichens in der Gartenhütte beim Tee und erwartete sehnlich den Abend. „Und ich sah fleißig nach der Sonne, und sah sie mit fröhlichem Herzen hinter den Berg sinken, denn jede Minute brachte mich dem Ziel meiner Wünsche näher". So blickte Odysseus bei den Phaeaken nach der sinkenden Sonne, die Nacht herbeisehnend, in der ihn das dunkle Schiff zu den Gestaden seiner langersehnten Heimat tragen sollte.

Am 11. September reiste Lotte mit ihrer Schwester nach Kochberg. Die Gegend schien ihr freundlicher als sonst, denn sie wußte, daß sie den Geliebten bald sehen würde. Der aber starb nun allen Jenaer Dingen ab und betrachtete sich jetzt als einen abscheidenden Christen, der die Zeitlichkeit gesegnet, und sich ganz heilig darauf verläßt, im Himmel zu erwachen. Endlich schloß er sein Kolleg am 15. September (welcher Professor würde heute so lange aushalten?!) und hoffte am 18. des Morgens sicher abzureisen, sodaß er noch im Garten mit Kaffee trinken konnte.

Nun war Wirklichkeit geworden, wonach Schiller sich so lange gesehnt hatte. Wieder hauste er, diesmal als Mann von „bürgerlicher Existenz", in dem idyllischen Volkstedt und sah vor sich die weißrötlichen Felsen der jetzigen „Schillerhöhe", und wieder rauschte ihm die Saale leise ihre Grüße zu, wenn er nach getaner Arbeit an seinen Vorlesungen, an der Thalia, am Geisterseher, den ländlichen Pfad nach der schönen Ecke an der Schaalbachbrücke wandelte, von wo ihm bald in der Ferne der grüne Pavillon im Lengefeldschen Garten sich zeigte. Es war alles, wie ein Jahr vorher, und doch unendlich viel schöner, denn er wußte nun, daß er geliebt wurde und daß das ersehnte häusliche Glück mit seiner Lotte ihm winkte. Auch die Poesie regte in ihm wieder ihre bunten Schwingen und manche Pläne für neue Schöpfungen tauchten vor ihm auf, wenn er in den sonnigen Herbsttagen mit seinen Freundinnen die schöne Gegend wieder durchstreifte, wie einst. Auch jetzt wieder flogen gewiß eilige Briefe der Liebenden saalaufwärts und saalabwärts, aber sie sind offenbar alle später von Karoline von Wolzogen oder von Emilie von Gleichen vernichtet worden und nicht eine einzige Zeile davon ist erhalten geblieben. So vergingen fünfunddreißig Tage und der Kollegienbeginn stand bevor. Am 22. Oktober fuhr Schiller wieder ab; Lotte sah seinem Wagen voller Abschiedsschmerz nach. Die Sonne glänzte auf ihren geliebten Pappeln; wenn er da wäre, würde er ihr und der Schwester

wohl wieder einen Sitz in der Sonne bereiten. So aber schrieb sie aus seinem Tintenfaß und vielleicht mit seiner Feder, wie ihr jetzt zu Mute war. Wie anders war jetzt doch sein Kommen und Gehen als früher! Aengstlich sah sie ihn sonst gehen, denn sie wußte nicht, ob nicht ihr Bild aus seiner Seele verdrängt werden könnte, und furchtsam erwartete sie sein Kommen, ob sie ihn noch so finden würde, wie ehedem. Nun aber ist alles anders! „Was uns dein Besuch war, fühlst du. Dank dem guten Schicksal, daß uns vereinigte! Es war ein Vorbild unsres künftigen Lebens, jeder tag wird uns schöner durch unsre liebe werden. Fühlst du nun, wie ich dich liebe. Ich kenne kein Dasein mehr, als in dem Gefühl, daß du mein bist, daß ich dir gehöre. Deine Liebe ist der lichte Punkt in meinem Leben, alles andre verliehrt sich darin, nur durch sie wird mir alles erhellt, ich hatte keinen Begriff von dieser Existenz, ich suchte umsonst, meinem Leben das Interesse zu geben, das nur allein der Zauber der liebe geben kann. Eine neue schönre welt hat sich mir geöffnet, seit meine Seele nur in dir lebt". Schiller aber, den in Jena viele Geschäfte und mancherlei Unannehmlichkeiten erwarteten, fand jetzt noch keine Zeit zu so innigen Ergüssen. Mit Unbehagen sah er sich wieder an der Stelle, die er vor fünf Wochen so freudig verließ. „Ich weiß noch nicht, ihr lieben", schrieb er an die Schwestern, „wie ich mich jetzt wieder darein finden werde, daß mir ganze Tage ohne euch vorüber gehen. Ach

ich fühle, ich bin noch immer unter euch. Euer Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben."

Zu dem Glücke aber verliehen die Unsichtbaren den Liebenden auch den Schmerz, und mancher bittere Tropfen fiel in den Becher der Freude. Es war nun so einsam geworden in Rudolstadt! In dem weitläufigen Doppelhause lebten die beiden Schwestern allein, in Erinnerungen schwelgend und auf baldige Wiedervereinigung mit dem Freunde hoffend. Würdevoll wandelte oft die Mutter mit den beiden jungen Prinzessinnen die Neue Straße herunter, um nach dem Rechten zu sehen und die Töchter zu besuchen. Diese wieder waren öfters bei Hofe oder besuchten befreundete Familien. Gleichens oder Ketelhodts kamen zum Tee, Lotte war manchmal in traurige Gedanken verloren, wie unter Fremden. Durch das weite Tal brausten die Herbststürme, auf den Bergen lag der Nebel, die schwarzen Linden in der Allee streckten ihre kahlen Aeste zum Himmel, drüben lag die liebe Gartenhütte einsam und geschlossen, und Lotte saß oft in ihrem Stübchen wie ein ängstliches Kind. „Ich sah mich eben um, es ist so finster um mich, dunkle Wolken bedecken den Himmel, mir ist so bang! Der Winter ist doch so traurig! zumal wenn du fern bist, mein Teurer; bist du bei mir, so mag es sein, wie es will." Lotte klagte häufig über ihr Befinden; Karoline litt oft an Bedenken erweckenden Zuckungen.

Beide sorgten sich fortgesetzt um die Gesundheit ihrer Freundin Karoline von Dacheröden, die ihrerseits wieder an dem Doppelverhältnis zu Laroche und Wilhelm von Humboldt schwer zu tragen hatte. Lotte verlangte nach dem entfernten Geliebten und sehnte sich nach der Vereinigung mit ihm, während Karoline vor dem Wiedersehen mit Beulwitz bangte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, auch weiterhin an den ungeliebten Mann gefesselt zu sein, während Lotte, aller Voraussicht nach, das Glück an Schillers Seite winkte. Und während so Karoline die Zukunft in düsterstem Lichte erschien, in der sie getrennt von der Schwester und von Schiller ein freudloses Dasein führen sollte, mußte wiederum Lotte sich sagen, daß auch ihr Los noch recht ungewiß war. Noch immer war ihr Geliebter unbesoldeter Professor und auf die schwankenden Einnahmen aus den Kolleggeldern und aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit angewiesen. Das Vermögen der Lengefeldschen Familie war nicht groß genug, um dem jungen Paare eine sorgenfreie Existenz sichern zu können. Wohl schmiedete man tausend Pläne, unter denen eine Professur in Mainz unter Dalbergs Unterstützung eine Hauptrolle spielte, und, wie Karoline sagt, die Phantasie brauchte nur, wie Aladdins Zauberlampe, gescheuert zu werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor ihnen aus. Aber es waren eben Luftschlösser. Auch etwas anderes drückte die Schwestern je länger je mehr. Noch immer nämlich wußte die gute

Mutter nichts von der Verlobung ihrer Tochter. Man hatte ihr die Aufregung ersparen wollen, man hatte gehofft, ihr bald die erfreuliche Mitteilung machen zu können, daß Schillers Zukunft so oder so gesichert sei, sodaß sie dann leicht und gern ihre Einwilligung zu der Verbindung geben würde — und noch immer war das alles im Ungewissen. Heimlichtuerei der Kinder vor den Eltern ist immer vom Uebel, und die treffliche chère mère hatte sie sicher nicht verdient. Wohl läßt sich verstehen, daß die Schwestern zum Teil aus zarter Rücksicht auf die Mutter dazu kamen, ihr die Verlobung zu verheimlichen, aber ebenso auch, daß die Fortdauer dieses Zustandes mit seiner Unwahrhaftigkeit sie allmählich schwer bedrückte. Und auch zwischen Lotte und Karoline blieb nicht alles beim Alten. Schiller hatte sie immer nur zusammen gesehen und beider Wesen verschmolz in seinem Sinne zu einer Einheit. Er liebte Lotte in ihrer zarten, mädchenhaften Reinheit und fühlte sich zugleich ebenso mächtig angezogen von dem lebhaften, allumfassenden Geiste Karolines, mit der er die Höhen und Tiefen menschlichen Wissens und Schaffens durchwanderte. In seiner Phantasie schien ihm die Fortdauer dieses Verhältnisses nicht nur möglich, sondern selbstverständlich. In stürmischen Liebesbriefen gibt er diesem Gefühle immer wieder Ausdruck. „Würdet ihr mir glauben, wenn ich euch überreden wollte, daß ich glücklich seyn kann ohne euch? O Karoline! Lotte! Warum sind wir getrennt! . . . . Was



Rudolstadt von Abend.



macht Karoline? Was macht m e i n e Karoline? Bist du frey von den Zuckungen? Ist meine Lotte wieder gesund. Morgen kommen eure Briefe, der liebe Tag meiner Hofnung! Lebt wohl meine liebsten, theuersten. Lebt wohl. Es ist Mitternacht, ihr werdet ruhig schlafen, indeß meine Seele um Euch schwebt. Lebt wohl." Wir dürfen sicher sein, daß Karoline ihm auf diesem Wege folgte. „Liebe und Freundschaft", sagte sie einmal, „ist m i r, mir nach meiner individuellen Empfindung, Eines". Je mehr ihr Verhältnis zu ihrem Manne sie bedrückte, desto mehr schien ihr ein enges Zusammenleben mit Schillers Geiste Trost und unabweisbares Bedürfnis. Aber Lotte empfand in ihrer ungekünstelten Art anders. Wahre Liebe ist immer egoistisch, und Lotte wollte in diesem gesunden Egoismus den Geliebten allein besitzen. Auch die Schwester sollte diesen Besitz nicht mit ihr teilen. Wenn sie aber sah, wie Schiller auch jene mit gleicher Liebe zu umfassen schien, wie sie selbst, so mußte ihr vor dem Kommenden bange werden. Vielleicht trug auch allerlei Klatsch dazu bei, ihr die Ruhe zu rauben. Wenigstens hören wir (am 9. Februar 1790), daß Charlotte von Kalb unter die Leute gebracht habe, Schiller liebe Lotte nicht um ihretwillen, sondern Karolines wegen. So trug sie sich mit trüben Gedanken. War nicht Karoline ihr an Geist und Wissen überlegen? Fesselte sie nicht vielleicht auf die Dauer den Verlobten stärker als sie selbst? Schon ein Jahr zuvor hatte sie

dieser Gedanke gequält. „Auch bei deinen Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß dir Karoline mehr sein könnte, als ich, daß du mich nicht zu deinen Glücke nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück, fühle ich nun, da ich darüber nachdachte, weil sich auch da wieder meine Bescheidenheit und furcht lästig zu sein einmischte". Schiller beeilt sich, ihre Sorgen zu zerstreuen: „Du hast gegen mich nicht anders seyn können, als du warst, und wenn ich nicht war, was ich seyn wollte und gewollt hätte, so kam es daher, weil ich in Einem Falle mit dir bin, ich habe die große Meinung nicht von mir, daß ich auch gleich glaube, was ich wünsche. Ohne Caroline hätte ich lange mit dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich dir mehr seyn konnte, als dein Freund." Er gesteht, daß er sie nicht mehr für ganz frei hielt, daß er sie durch eine frühere Neigung noch gebunden glaubte, sonst würde er vielleicht schneller in ihrer Seele gelesen haben. Er sucht ihr neuen Mut einzuflößen: „Aber diese Dinge sollen uns nicht mehr beschäftigen. Haben wir uns doch verstanden und gefunden und gehören uns für immerdar! Nur vorwärts, liebe theure, laß uns sehen!" Wir wissen nicht mehr, wie weit Lotte und Karoline darüber sich miteinander ausgesprochen haben. Möglich, daß Lotte ihre Sorgen anfänglich scheu in sich verschloß, daß aber Karoline selbst den Anstoß zu einem Gedankenaustausch

darüber gab. Die Briefe, die darüber Aufschluß geben könnten, sind augenscheinlich alle vernichtet worden oder ruhen noch, der Oeffentlichkeit unzugänglich, im Schillerarchive zu Greifenstein. Daß aber Karoline in ihrer 1830 erschienenen Schillerbiographie das i h r in Schillers an beide Schwestern gerichteten Briefen in d u änderte, beweist, daß sie befürchtete, das Doppelverhältnis möchte in einer späteren Zeit vom großen Publikum nicht mehr richtig verstanden werden.

Am 25. Oktober war Frau von Stein mit ihrer Schwester bei Lengefelds zum Besuche eingetroffen. Aber zwischen ihr und den Schwestern war nicht alles mehr beim Alten. Charlotte von Stein hatte Goethe verloren! „Für die zartesten Herzensverhältnisse ist ihr jetzt der Sinn verschlossen, sie ist ohne Glauben daran," schreibt Karoline; „diese Stellung der Gemüter wirkt Entfernung zwischen uns, ihr Zustand tut mir weh, und ich kann ihr nichts geben, nichts tönt in ihrem Wesen wieder, dessen das meine voll ist". Und so empfand gewiß auch Lotte. Trotzdem folgte sie auf einige Tage am 1. November der Einladung der Freundin nach Kochberg. Sie sah dort Knebel wieder, der damals vorhatte, Weimar zu verlassen, sie rief sich ihre früheren Besuche in Kochberg ins Gedächtnis zurück und gedachte des Geliebten — „wohl mir, daß es nun anders ist, daß die schöne Gewißheit, daß du m e i n b i st, mein Leben erhellt!" Als aber der andere Besuch abgereist war, bahnte sich die kluge Stein einen Weg zu Lottes Herzen. Lotte

gewann wieder Vertrauen zu ihr und teilte ihr ihre Verlobung mit. Sie fand innige Teilnahme bei der altbewährten Freundin, die nun treulich das Wohl des jungen Paares förderte.

Nur leise hatte Lotte ihrem Verlobten ihre Sorgen angedeutet. Aber schon vor der Reise nach Kochberg hatte sie, um ihr Herz zu erleichtern, Karoline von Dacheröden in das Geheimnis gezogen und ihr mitgeteilt, was sie bedrückte. Die Briefe, die sie ihr schrieb, sind verloren oder wenigstens nicht veröffentlicht. Aber aus Karolines Antwortbriefen erkennen wir deutlich, wie es in Lottes Innerem aussah. Sie hatte tatsächlich den Gedanken erwogen, ob sie nicht auf Schiller verzichten und ihn mit Karoline verbinden solle! Das Problem war für die empfindsame Freundin sehr verlockend. Hatte sie doch selbst allerlei Erfahrungen auf diesem Gebiete gemacht. Denn Laroche, mit dem sie gegenwärtig beinahe verlobt war, hatte früher seine Neigung zwischen ihr und Henriette Herz geteilt, und jetzt wiederum hatte sich eine neue Dreiheit gebildet, indem Wilhelm von Humboldt Karoline nahe getreten war. Man erkennt leicht, daß die Liebe zwischen Schiller und Lotte denn doch anders beschaffen war, als die schwärmerischen Beziehungen im Kreise Karolines. Aber jedenfalls fand diese (am 18. November) die rechten Worte, um die gedrückte Seele der Freundin aufzurichten. Sie stellte ihr vor, daß Schiller sie nicht weniger, aber anders liebe, als Karoline, „sein heiliges Herz umfaßt Euch beide, vermischt Euch

und doch steht ihr wieder allein und verschieden in seiner Seele, jede in schöner eigner Grazie, jede im verschiedenen Ausdruck desselben Gefühls." Sie bewundert den Glauben, mit dem sich Lotte trägt, aber sie erklärt ihr unumwunden, daß dieses Opfer über ihre Kräfte gehe, daß sie sich und die beiden anderen dadurch unglücklich machen werde. Sie rät ihr, sich offen mit Schiller auszusprechen, wenn sie nicht die ganze Idee als eine „kranke Vorstellung" hinwegräumen könnte. Sehr treffend sagt sie: „Lina ist ein eigenes Wesen, und das ewig unwandelbare, ewig stäte Gefühl der Liebe nüanciert sich so verschieden. Du liebst Schiller mit allen Kräften deines Wesens, ihre Seele ist in ihm versunken, kann es anders sein? Schiller kann in der stillen Anhänglichkeit deines Wesens, in deinem sanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrscheinlich mit euch leben; ich glaube nicht, daß etwas sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen dich darinnen." Wie lebhaft sie sich mit den trüben Zweifeln der Freundin beschäftigte, beweist ein weiterer Brief vom 30. November, treu und lieb, wie der vorige, aber schon zuversichtlicher: „Der schöne Friede deines Herzens wird wiederkehren, meine Geliebte, und du wirst seine Wonne doppelt empfinden; du wirst dich nicht allein wieder ruhig, du wirst dich stärker, erhobener fühlen, denn zuvor, und dich des erweiterten Ausblicks deines Geistes freuen." Wieder bittet sie Lotte,

sich Schiller gegenüber zu erklären, und feinsinnig bemerkt sie, daß Schiller eigentlich keine der beiden Schwestern mehr, aber daß er sie verschieden liebe — „diese Verschiedenheit liegt in deinem und Linas Wesen und ist dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil Schiller erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte, aber glaube mir, sie ist so alt wie eure Bekanntschaft." Aber schon vorher hatte Schiller selbst es verstanden, auf Lottes Andeutungen hin in seiner männlich festen Art die Zweifel der Geliebten zu zerstreuen. Seine Gefühle, sagt er, hätten die süße Sicherheit, daß er der einen nicht entziehe, was er der anderen sei. „Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter euch — und immer liebevoller kommt sie von Einem zu dem andern zurücke — derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolzscheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden wiederscheint aus verschiedenen Spiegeln. Caroline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht, als du, meine Lotte, — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß du anders wärest, als du bist. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du seyn, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest du mir diese schöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu sehen.

Wie schön ist unser Verhältnis gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele." Es war in der Tat eine kranke Vorstellung gewesen, und Schillers Zuspruch hatte schon seine Wirkung ausgeübt. „Mir ist lichter in der Seele und schöne Hoffnungen dämmern mir wieder auf" schreibt Lotte am 19. November. In glücklicher Stimmung verlebt sie am 22. November ihren Geburtstag, an dem sie sich wieder in die „Künstler" vertieft, und am 28. November schreibt sie: „Meine Seele ist heller, mein Theurer, Einziger; und es wird so bleiben. Mein Geist wird ganz heiter wieder werden, und ich werde diese ruhige Stimmung wieder erhalten, die meine Seele in reinem Einklang erhält, um dir das Leben schöner zu machen .... Jetzt nichts mehr davon!" Und beruhigt kann ihr nun die Erfurter Freundin sagen: „Meine Seele ist voll herzlicher Freude über deine schöne Rühe, meine Geliebte! O ich ahnete längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein würde, und daß der Frieden doppelt süß in dein Herz zurückkehren würde."

Es war die letzte Wolke, welche die Sonne von Lottes bräutlicher Liebe verdunkelt hatte, der letzte Seelenkampf, den sie als Mädchen im traulichen mütterlichen Hause zu Rudolstadt durchlebte. Als der trübe November zu Ende ging, rüsteten sich die Schwestern Lengefeld zur Reise nach Weimar. Am 2. Dezember fuhren sie über Jena dahin, und Schiller begleitete sie

bei hellem Mondschein eine Strecke zu Pferde. Nur vier Stunden konnten sie in Jena mit Schiller zusammen sein. Es war ein bewegtes Wiedersehen. Denn noch zitterte in den Herzen der Schwestern die Erinnerung an die Seelenkämpfe der letzten Monate nach. Alexander von Gleichen-Rußwurm berichtet, jedenfalls auf Grund noch ungedruckter Nachrichten, daß zwischen ihnen damals in Jena eine offene Aussprache stattgefunden habe, nach der sich Karoline mehr und mehr aus der geistigen und seelischen Gemeinschaft mit Schiller zurückzog. Wir dürfen ja allerdings, ohne diese Angabe in Zweifel zu ziehen, annehmen, daß auch schon vorher sich Karoline und Lotte darüber ausgesprochen haben. In Karolines Seele aber sah es trübe aus. Je näher der Tag kam, der Schiller und Lotte dauernd verbinden sollte, desto mehr fühlte sie, daß die seelische Gemeinschaft mit Schiller, wenigstens in der erhofften Weise, nicht werde andauern können. Schiller mußte ihr ferner rücken, sie mußte ihn in gewissem Sinne verlieren. So erklären sich die leidenschaftlich bewegten, von Ueberspannung nicht ganz freien Worte, mit denen sie das Wiedersehen mit Schiller ihrer Freundin in Erfurt schildert: „Ich fühlte es in unserm Zusammensein, ganz ist der reine Klang noch nicht wieder unter uns. Ich war ein paar Minuten mit ihm allein, er schloß mich feuriger an sein Herz und verbarg sein Gesicht in meinen Händen, ich konnte wenig sprechen . . . . Ach, was nennt die Seele, wenn

sie in ein Gefühl aufflammt! Ich sehne mich so mit ihm zu sprechen, den vollen Sinn seiner Seele zu verstehen. Wie hat das Schicksal dieses verschlungen!"

Was nun weiter? Das war die Frage, die jetzt die Verlobten täglich beschäftigte. Schiller fühlte sich in Jena ohne seine Lotte immer vereinsamter. Andererseits fürchtete er, daß sie bei ihrer adligen Herkunft in Jena unangenehmen „Platitüden" ausgesetzt sein möchte, und wollte sie gern davor bewahren. So tauchte plötzlich ein neuer Plan auf, der von Karoline ausging, und dann trotz mancher anfänglichen Bedenken Schillers in Weimar eifrig besprochen wurde und vermittelst dessen man jene Klippen zu umschiffen hoffte. Schiller wollte nach der Hochzeit seinen Wohnsitz in Rudolstadt nehmen, wo er noch billiger als in Jena leben zu können hoffte. Das große Lengefeldsche Haus bot, da die Mutter auf das Schloß gezogen war, genug Raum. Vier bis fünf Jahre dachte Schiller so als Privatmann, frei von den lästigen akademischen Pflichten, nur seinen literarischen Arbeiten zu leben. So konnte Lotte in unmittelbarer Nähe der Mutter bleiben und so hoffte man zugleich auch Karolines Los erträglicher zu machen. Denn Schiller stand mit Beulwitz gut, und dieser würde unter des Schwagers Einfluß — so meinte man wenigstens — vermutlich in ein besseres Verhältnis zu seiner Frau kommen. Urlaub zu dieser Unterbrechung seiner Lehrtätigkeit in Jena würde vom Herzoge gewiß zu erlangen sein. Mit

Feuereifer ergriff man diesen neuen Plan. Denn die Aussichten auf eine Anstellung im goldenen Mainz waren noch recht gering, da der alte Kurfürst, auf dessen Tod man hoffte, noch immer nicht dem Koadjutor Dalberg Platz zu machen sich anschickte (er starb erst 1802), und sogar der bedächtige Körner, dessen Ideal es war, Schiller in Berlin als preußischen Historiographen und Mitglied der Akademie zu sehen, stimmte mit einigen Wenn und Aber zu. Nun fehlte also noch die Einwilligung der chère mère. Und so erfolgte denn die Werbung Schillers bei der guten Mutter in jenem leidenschaftlich bewegten Briefe vom 18. Dezember, in dem er ihr gesteht, wie seit dem ersten Tage, wo er in ihr Haus trat, Lottchens liebe Gestalt ihn nicht mehr verlassen habe, daß er durch sie allein glücklich werden könne, daß er versucht habe, diesen Eindruck zu bekämpfen, daß es ihm aber nicht mehr möglich sei, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Frau von Lengefeld, die vorher schon durch Karoline vorbereitet war, gab tiefbewegt in ihrer einfachen und schlichten Art ihre Zustimmung. Wenn sie auch einst andere Pläne mit Lotte gehabt hatte, so mochte ihr jetzt vielleicht ihrer älteren Tochter unglückliche Ehe eine Warnung geworden sein. Freilich lehnte sie, wie wir aus Schillers Brief an Körner vom 27. Dezember erfahren, den Rudolstädter Plan ab, da er ihr doch zu gewagt erschien. Inzwischen war aber Frau von Stein schon tätig gewesen. Der Herzog selbst hatte sie über Schillers Ver-

hältnis zu Lotte befragt, und sie hatte einige Worte von „Pension" fallen lassen. Der Herzog schien nicht abgeneigt, und infolge dessen schrieb Schiller an ihn und bat darum. So konnte er denn frohgemut mit den Schwestern, zu denen sich noch Humboldt und Laroche gesellten, in Weimar das Weihnachtsfest begehen. Der Herzog machte seine halbe Zusage wahr. Er empfing Schiller und sagte ihm, er wolle gern etwas für ihn tun, um ihm seine Achtung zu zeigen, „aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht sagte er, daß 200 Thaler alles sei, was er könne". Worauf denn Schiller freudig erwiderte, daß er nicht mehr von ihm haben wolle. Am Tage darauf, als Schiller mit seiner Verlobten bei Frau von Stein zu Mittag aß, kam Karl August auch und sagte, daß er doch das beste zu der „Heurath" hergebe, das Geld. Und so war nunmehr die Hauptschwierigkeit aus dem Wege geräumt und Schiller blieb in Jena.

Inzwischen war zwischen Weihnachten und Neujahr Wilhelm von Humboldt als Gast Schillers nach Jena gekommen und hatte sich dort zwei Tage aufgehalten. Freilich waren die beiden, die später sich so viel sein sollten, bei diesem Zusammentreffen einander noch nicht nahe getreten. Aber schon war zwischen ihnen ein neues Band geknüpft worden. Um die Mitte des Dezember hatte endlich Karoline von Dacheröden in Erfurt Humboldt ihr Jawort gegeben, zur großen Genugtuung der Rudolstädter Karoline, die sich eifrig um diese Verbindung

gemüht hatte. Zwei empfindsame Seelen des Geheimbundes waren also glücklich vereinigt. Einen Schritt war man wenigstens weiter. In der Ferne aber winkten noch immer die glücklichen Inseln, auf denen man weitab von dem Getriebe des alltäglichen Lebens sich einst eine dauernde Stätte voll höchster geistiger Freuden zu bereiten hoffte. Wie um sich eine Vorfreude dieses ersehnten Ideals zu verschaffen, hatte der kleine Kreis um Neujahr eine Zusammenkunft in Weimar verabredet. Außer den beiden Brautpaaren, von denen ja allerdings das eine in die Geheimnisse der „Verbündung" nicht eingeweiht war, nahmen Karoline von Beulwitz und Laroche daran teil. Aber der Erfolg dieser äußerlich heiteren Tage befriedigte durchaus nicht alle Teilnehmer. Die Erfurter Karoline konnte sich bei ihrer schwärmerischen Liebe zu der Rudolstädter „Li" nicht von dem Gedanken frei machen, daß diese doch eigentlich die geistig ebenbürtige Frau für Schiller sein müßte. Von ihr beeinflußt hatte der jugendliche Humboldt an dem um acht Jahre älteren, schon durch eine ganz andere Lebensschule gegangenen Schiller viel auszusetzen. Lotte aber, die „Dezenz", fühlte sich von dem ganzen unruhigen Treiben dieser Tage, dem geschäftslosen Leben im Kaffeehause, in ihrer bescheiden zurückgezogenen Art sehr wenig befriedigt, und Schiller urteilte, daß bei diesem lärmenden Zusammensein sehr wenig für das Herz gewonnen sei. „Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten. Nichts Schlimmeres könnte

uns je begegnen, als in unsrer eigenen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je, alle sechse, zusammenleben!“

Diese erste Probe des Zusammenlebens auf den glücklichen Inseln war also gründlich mißglückt.

Auch das ging vorbei. Schiller kehrte nach Jena zurück; die Schwestern blieben in Weimar. Das aber hatte die unbehagliche Zusammenkunft Lotte und ihren Verlobten sicher gelehrt, daß ihr Glück nicht von irgendwelchen Beziehungen zu anderen noch so befreundeten oder bedeutenden Persönlichkeiten abhängig sei, sondern daß es nur auf dem Gleichklang ihrer eigenen Seelen beruhe. Sich immer näher kennen zu lernen, sich immer mehr in einander zu versenken, das war nun ihre höchste Sehnsucht im Hinblick auf ihre bevorstehende endliche Vereinigung. Denn diese war jetzt nahe, nachdem alle äußeren Hindernisse aus dem Weg geräumt waren. Schiller bat die gute Mutter um ihre Einwilligung dazu, indem er ihr ausführlich die ganze Einrichtung des jungen Paares schilderte, und sie gab freudig ihre Zustimmung, nicht ohne hinzuzufügen, daß sie sich auf des Schwiegersohnes Versprechen verlasse, ihr Lottchen nicht zu weit wegzuführen. Schiller mietete in der „Schrammei“ zu seiner bisherigen Wohnung noch einige möblierte Zimmer hinzu. Eine eigene „Menage“ sollte vor der Hand nicht angefangen werden, die Vermieterinnen wollten für die Kost sorgen, und für

zwölf Taler monatlich hoffte man Mittags- und Abendtisch bestreiten zu können. Für Karoline wurde in der Nähe eine passende Wohnung gemietet, sodaß sie vorläufig sich von Schwester und Schwager nicht zu trennen brauchte. Um aber das Opfer, das die Mutter ihm brachte, so leicht zu machen, als in seinen Kräften stand, gab Schiller seiner Lotte auch einen „anständigen Rang“, indem er sich vom Herzoge von Meiningen zum Hofrat ernennen ließ.

So war denn alles geordnet. Still flossen die wenigen Wochen dahin, die das Paar noch von dem Höhepunkt seines Glückes trennten. Schiller kam manchmal nach Weimar, um die letzten Verabredungen zu treffen. Sein Dasein in Jena kam ihm jetzt gar trübe vor, „ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt sein.“ Und Lotte klagt: „Uebrigens habe ich die Menschen hier recht satt, und sie kommen mir eben so für als in Rudolstadt, nicht klüger, und wenn man so eine Weile unter ihnen ist, so verliert sich der fremde Anstrich, und sie sind comme chez nous. Wie glücklich, wenn wir sie alle nicht sehn!“ Für Schiller war es ein beglückender Trost, daß bei dem Beginne eines neuen Lebensabschnittes sich endlich auch das alte herzliche Verhältnis zu Freund Körner wieder herstellte, das, wie wir gesehen haben, nicht ohne Schillers Schuld eine schmerzliche Trübung erfahren hatte. „Daß ich ihn nun auch wieder habe, ist mir ein überraschender Gewinn, und ich kann meine schönen Besitzungen jetzt kaum mehr übersehen. Wieviel

Edles und Treffliches schließe ich an mein Wesen und nenne es mein! Mein Herz fließt auseinander in einem reichen und herrlichen Gefühl!" Freilich gab es in dieser Zeit auch noch eine Bitternis zu kosten. Charlotte von Kalb liebte Schiller immer noch. Mit Besorgnis hatte sie damals ihn nach Volkstedt gehen sehen, manche Gerüchte über sein Verhältnis zu Lotte von Lengefeld waren auch nach Weimar gedrungen. Spät erst hatte sie die Wahrheit erfahren. Sie hatte sich mit dem Gedanken getragen, ihre Ehe scheiden zu lassen, um mit Schiller eine neue einzugehen — nun hatte Lottes holde Jungfräulichkeit über die leidenschaftliche, kränkelnde Frau gesiegt. In heftiger Erregung trat sie im Dezember Lotte bei Hofe entgegen. Bei Frau von Stein trafen sich die beiden noch einmal: „du hast keinen Begriff, wie sie aussieht und thut," schreibt Lotte an Schiller, „wir waren ganz kalt gegen einander. Sie sah aus, wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte garnicht fort. Sie klagt über den Kopf, sie saß unter uns, wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns. Ich fürchte wirklich für ihren Verstand. Ich beklage sie wohl, aber sie rührt mich nicht." Schillers Briefe erbat sie sich zurück. Sie verbrannte sie und erkannte erst dann, welchen Schatz sie nicht nur sich, sondern allen geraubt hatte. Erst in späteren Jahren kamen die beiden einander wieder näher. Nach der Aufführung

des Wallenstein schrieb Charlotte an Schiller. Er antwortete mit den schönen Worten: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es entstellen konnten. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden konnte, war ich Ihnen einst werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin."

Wenig über ein Jahr war vergangen, seit Schiller und Lotte, durch eine gnädige Schickung geführt, sich zum ersten Male begegnet waren. Seitdem hatten sie in ihren Seelen Zweifel und Sorgen, Kummer und Stürme durchlebt. Jetzt hatten sich die Wogen geglättet, und mild und verheißend strahlte ihnen die Sonne der Zukunft. Stilles sicheres Glücksgefühl atmen ihre Briefe. „Das Leben ohne dich ist doch eigentlich nichts für mein Herz", schreibt Lotte, „o ein guter Genius führte dich zu mir! daß du die Freude meines Lebens sein solltest, und ich, um dich glücklich zu machen, existieren sollte. Lieber, Theurer! es ist ein süßer, süßer Gedanke! . . . Das Leben ohne dich ist mir nur wie eine vorübergehende Erscheinung, nur in deinen Armen, an deinem Herzen fühl ich, daß ich lebe, daß

ich da bin, um glücklich zu sein . . . Mein Herz ist bei dir, meine Seele umschließt dich mit inniger treuer Liebe." Vergangene schöne Stunden werden in der Erinnerung wieder wach. Schiller ruft sich den Rudolstädter Sommer ins Gedächtnis zurück: „Mein erster Sommer in Rudolstadt ist mir heute wieder so lebhaft geworden; alle Plätze und selbst der Schein der Sonne darauf mahlte sich mir ab. Eine andre Sonne wird mir jetzt dort leuchten. Wie freue ich mich schon im voraus der Wiedererinnerung aller der Träume, dunkeln oder hellen Ahndungen, die mich auf jenen Plätzen begleitet haben. Ich werde alle ehemaligen Gestalten meiner Seele dort wieder finden, und ihrer schönen Wirklichkeit mich freuen. O mit wieviel zarten Geweben ist eure Gegend an mein Herz geknüpft worden; soviele idealische Gefühle habe ich darinn niedergelegt, und in den schönen Schimmer, der von euch ausfloß in meine Seele, kleidete sich mir der Himmel und die Erde." Und Lotte antwortet: „Die tage, als du in Rudolstadt warst, geben mir oft eine angenehme Erinnerung, ich weiß noch, wie ich mich immer auf den Abend freute, der übrige tag war mir nichts. Wenn wir dir entgegenkamen, und die Sonne schon halb hinter den Berge stand, und unsre Gegend so schön beleuchtet war, ich hätte dir es da so oft sagen mögen, wie viel du mir warst, schon damals! Unser liebes Brückgen müssen wir fleißig besuchen." Anders als sonst spricht jetzt die Natur zu ihr: „Wie wohl wird der Frühling

thun! Die Natur sprach mir lange nicht ans Herz, jetzt da ich glücklich und ruhig sein werde, wird sie mir viel geben. Seit zwei Jahren war ich immer zu viel mit meinen Herzen beschäftigt, und ich vernahm ihre Schönheit nicht so. Warst du mit mir, so vergaß ich gern das andre um mich her, warst du fern, so erfüllte nur Sehnsucht mein Herz. Jetzt da ich weiß, daß wir einander gehören, und Trennung nicht mehr uns immer nachfolgt, so wird es ganz anders sein, und die Welt wird in neuen schönern Gestalten vor mir auftreten." Leise klingt wohl auch eine Ahnung künftigen Leides in die Glücksstimmung herein, aber die Liebenden haben den Mut, es zu besiegen: „Unser Leben wird schön und ungetrübt vergehen," sagt Lotte, „wenigstens werden wir es uns selbst nicht trüben, und auch das Schicksal wird es nicht können, da auch selbst, wenn Stürme kommen sollten, die im Leben oft unvermeidlich sind, die Liebe sie leichter uns ertragen laßen wird." Und wenige Tage vor der Hochzeit schreibt Schiller an die Mutter: „Mit der glückseligsten Ruhe sehe ich in die Zukuft, nichts soll unsere Glückseligkeit zerstören, selbst Schicksale werden es nicht können." Seinem bisher unerreichten Ideale, der Vereinigung von Kunst und Leben auf höchster Stufe, fühlt er sich nahe, als er an dem liegen gebliebenen „Menschenfeind" wieder zu arbeiten beginnt: „Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genusse des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben

hatte, und beyde zu vereinigen ist bey mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Fülle zu bringen. An euren Herzen, meine lieben, werde ich diesen Wunsch in Erfüllung sehen. Liebe allein, ohne dieses innre Thätigkeitsgefühl, würde mir ihren schönsten Genuß bald entziehen — wenn ich glücklich bleiben soll, so muß ich zum Gefühl meiner Kräfte gelangen, ich muß mich der Glückseligkeit würdig fühlen, die mir wird — und dieses kann nur geschehen, wenn ich mich in einem Kunstwerk beschaue. Es ist nicht Egoisterey, nicht einmal Stolz, es ist eine von der liebe unzertrennliche Sehnsucht, sich selbst hochzuschätzen." Mit solchen hochgespannten Erwartungen trat Schiller zuversichtlich und hoffnungsfroh in den neuen Lebensabschnitt ein.

Am 13. Februar reisten die Schwestern Lengefeld nach Erfurt zu Karoline von Dacheröden. Am 18. folgte ihnen Schiller. Am 21. fuhren die drei zusammen nach Jena und von dort am folgenden Tage nach Kahla, wohin ihnen die Mutter entgegengekommen war. Um 5 Uhr kamen sie in Wenigen-Jena an und dort vollzog in aller Stille und ohne daß die Jenaer Freunde etwas davon ahnten, der Adjunkt Schmidt, ein „kantischer Theologe", wie Schiller bemerkt, die Trauung. Niemand als Lottes Mutter und Schwester waren zugegen.

In seiner berühmten Besprechung von Bürgers Gedichten schrieb Schiller 1791: „Nur die

heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüt des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frey und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen." Diese heitere Ruhe der Seele, die nach den höchsten Zielen strebt, bei dem großen Lebensgefährten zu befördern, war jetzt Lottes erste Aufgabe, und sie hat sich ihr mit treuester Hingabe in guten und schweren Tagen gewidmet. Ohne sie hätte Schiller das ungeheure Lebenswerk, das noch vor ihm lag, nicht bewältigen können. Wie glücklich war sie, wie innig erfaßte sie täglich immer mehr das geistige Leben des Gatten, wie sorgsam wußte sie alles, was seine Tätigkeit zu stören geeignet war, als seine verständnisvolle Genossin von ihm fernzuhalten! „Daß ich glücklich bin", schreibt sie an ihre Freundin Friederike von Gleichen-Rußwurm am 10. März 1790, „fühlst du, meine Liebe; ich ahnete nicht, daß noch so viel Glück meiner wartete, und oft in manchen bangen, trüben Stunden war jede Aussicht in die Zukunft finster und traurig. Aber wie schön ist nun Alles! Meine Seele ist so harmonisch gestimmt, leicht und froh ist mein Herz, und in einer schönen Ruhe sehe ich der Zukunft entgegen, die mich jeden Tag fester und inniger an meinen Geliebten knüpft. Mein Leben ist reich an schönen

Genüssen durch seine Liebe und durch seinen Geist." Schiller selbst aber gab seinen Empfindungen schon am 1. März an Körner Ausdruck: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhebung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet, wie zuvor, und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." Wie die Ehe begann, so dauerte sie bis zu jenem schmerzlichen Tage, an dem der unerbittliche Tod sie allzufrüh löste, und Karoline von Wolzogen konnte mit Recht später rückschauend darüber urteilen: „Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen, Harmonie des Geschmacks und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lautrer Quell des Segens und des Trostes."

Das Wintersemester ging zu Ende. Da zog es das junge Paar wieder nach dem lieben Rudolstadt, und im Vollgefühle ihres jungen Glückes brachten sie im Lengefeldschen Hause vom 4. April ab vier Ferienwochen zu, von der Mutter freudig willkommen geheißen. Die übrigen Verwandten vermochten zwar Schiller geistig

nicht viel zu bieten, ersetzten aber diesen Mangel „durch eine herzliche Gutmütigkeit und durch treffliche Torten und Pasteten". Freilich hatten die Basen im Stifte zu Rudolstadt, die alten Fräulein von Lengefeld, sich dadurch nicht abhalten lassen, über Lottes Heirat schrecklich zu räsonnieren und über Berlin Nachrichten sogar über ihr Brautkleid einzuziehen. In der Erinnerung an frühere Zeiten suchte Schiller gern die Plätze auf, „wo ich meine ehemaligen, in mich selbst verschlossenen Empfindungen wiederfinde; jeden Tag freue ich mich meines Loses mehr, und das Band zwischen uns wird mannigfaltiger und fester geflochten." Am 27. April kam auf einige Tage auch Frau von Stein mit ihrer Schwester und der Frau von Mandelsloh, geb. von Gleichen, einer Jugendfreundin Lottes, zu Besuch herüber und freute sich des Glückes ihrer Schützlinge. „Ihr guter Geist hat mich begleitet", schreibt sie am 1. Mai an Lotte, „und ich hoffe auch ferner auf ihn."

Nachdem Beulwitz mit den Prinzen am 21. Juli von seiner Reise zurückgekehrt war (das Fürstliche Archiv zu Rudolstadt bewahrt ein ausführliches Tagebuch über diese Reise von Ketelhodts Hand auf) reiste Lotte am 26. Juli, um ihrer Mutter Geburtstag mitzufeiern, allein nach Rudolstadt, wo sie bis Anfang August blieb und viel mit den dortigen Verwandten und am Hofe verkehrte. Am 3. Oktober kam sie wieder dahin, Schiller folgte am 11. Oktober. Er hatte sich vorgenommen, in diesen Ferien ganz zu

feiern und brachte die wohltuende Erholungszeit mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen zu, bis ihm der Müßiggang schließlich doch unerträglich wurde. Am 23. Oktober kehrte er mit Lotte nach Jena zurück.

So waren die Gatten in diesem glücklichsten Ehejahre, das ihnen beschieden war, nur einige Wochen von einander getrennt gewesen. Es ist herzerfreuend, die wenigen Briefe zu lesen, die sie in dieser kurzen Zeit wechselten. Ruhiges Glücksgefühl spricht sich in ihnen aus: die beiden dürfen nun offen aussprechen, wie ihnen ums Herz ist. Sie werden nicht müde, sich immer wieder zu sagen, wie glücklich sie sind. Aber Lotte beschleicht auch manchmal die Sorge um Schillers Gesundheit: „Um unsrer Liebe willen strenge Dich nicht zu sehr an, mein Einziger lieber, arbeite nicht zu v i e l, es kann mir so Angst werden, daß du dir doch wirklich schaden könntest."

Karoline war bis Ende März in Jena geblieben, lebte dann aber nach einem kurzen Besuche in Erfurt meistens in Rudolstadt, wohin, wie erwähnt, bald auch Beulwitz zurückkehrte, der bien aimé époux, ursus oder ours, wie er nunmehr sehr häufig genannt wird. (Noch im Jahre 1826 machte der oft so boshafte Humboldt eine Anspielung auf diesen Namen. Er besuchte Karoline in Jena und diese hatte ihm eine Wohnung nicht in der „Sonne", sondern in dem ihr näher gelegenen „Bären" bestellt, was Humboldt auf Karolines Beziehungen zum „Oursgeschlecht" zurückführte!) Sie war Zeugin des

Glückes ihrer Schwester, „süß und wohl ruht mein Herz in dem Gedanken deines Glückes und daß Schiller nicht einsam ist“, schreibt sie einmal an Lotte. Aber ihr war weh ums Herz. Denn solches Glück war ihr versagt. Wohl erhielt sie manchen herzlichen Brief von Schiller, wohl schreibt er ihr einmal: „wie sehne ich mich Deine liebe Gestalt wieder zu sehen, in Deinem Wesen mich zu verlieren. Ich drücke Dich an meine Seele“, aber sie fühlte doch, daß sein Herz nur Lotte gehörte und daß sie jetzt sich mit der Rolle einer Freundin begnügen mußte. Ihr Verhältnis zu Beulwitz war eher noch unleidlicher als vor seiner Reise. Sie verschloß ihren Kummer in sich, aber sie suchte sich auch mit dem Gedanken zu trösten, daß sie dazu beigetragen habe, Schiller so glücklich zu machen.

Das Glücksjahr 1790 ging zu Ende. Da sollte das junge Paar erfahren, wie nahe Freud und Leid im menschlichen Leben bei einander wohnen. Mit froher Hoffnung sah Schiller dem neuen Jahr entgegen. Er und seine geliebte Lotte waren gesund und glücklich und entwarfen manchen schönen Plan für die Zukunft. An Arbeit fehlte es ihm nicht, aber auch nicht an Erfolg und an freudigem Mute. Seine Mutter befand sich nach schwerer Krankheit auf dem Wege der Besserung. In solcher Stimmung sprach er den Eltern und Geschwistern am 29. Dezember den herzlichsten Wunsch aus, daß dieses Jahr 1791 ein Segensjahr für sie alle sein möchte. Zwei Tage darauf reiste er mit Lotte

nach Erfurt, um in der Gesellschaft des Koadjutors Dalberg und der Familie Dacheröden einige Tage zuzubringen. Am 3. Januar wurde er in feierlicher Sitzung als Mitglied der Erfurter Akademie aufgenommen. An demselben Abend aber wurde er mitten in einer Festlichkeit bei Dalberg von einem heftigen Unwohlsein befallen und mußte in einer Sänfte nach Hause getragen werden. Sein Zustand besserte sich nach einigen Tagen und er kehrte über Weimar, wo er noch drei Tage blieb, allein nach Jena zurück. Er glaubte sich wieder ganz hergestellt und war in hoffnungsvollster Stimmung. Dalberg hatte ihm neue Zukunftshoffnung erweckt (wahrscheinlich handelte es sich um Mainz), der Plan zu einem neuen Trauerspiele, dem Wallenstein, war in Erfurt entstanden, eine Reise zu Körner nach Dresden im Juli wurde geplant, während er die Osterferien wieder in Erfurt verbringen wollte, wenn, wie er hoffte, seine Schwiegermutter damit einverstanden sein würde. Da trat am 15. Januar ein heftiger Rückfall der Krankheit ein. Mit zitternder Hand bat er seine Frau, sogleich von Weimar zurück zu kommen. Sie pflegte ihn mit treuester Sorgfalt in den folgenden schweren Wochen. Von Rudolstadt kamen zu ihrer Unterstützung Karoline und ihre Mutter, mit ihnen teilten sich viele Jenaer Freunde in die beschwerliche Pflege. Ende Februar endlich schien die Macht der Krankheit gebrochen. Der Genesende erholte sich langsam und begann wieder zu arbeiten. Vor allem beschäftigte er sich

jetzt — zur großen Freude Körners — mit Kant. Aber an die Wiederaufnahme der Vorlesungen war nicht zu denken.

Sobald sein Zustand es erlaubte, siedelte er mit Lotte Ende März wieder nach dem gastlichen Lengefeldschen Hause in Rudolstadt über, um sich dort, wie er hoffte, in ländlicher Stille völlig zu erholen. Vielfacher Besuch verkürzte die Zeit. Häufig kamen die Prinzen und die Prinzessinnen, oft auch Freunde aus Jena, wie der Professor Reinhold, auch der Verleger Göschen aus Leipzig fand sich ein. Schiller setzte das Studium Kants fort und begann auch die schwere Arbeit, das zweite Buch von Vergils Aeneide in deutsche Stanzen zu übertragen. Zweiunddreißig Stanzen wurden damals fertig. Auch ein neues lyrisches Gedicht beschäftigte ihn, er legt aber diesen „sehr begeisternden Stoff" für seine schönsten Stunden zurück. Es ist wohl möglich, daß es sich dabei um die Glocke handelte. Aber noch immer beunruhigten ihn bei tiefem Atemholen Stiche in der Brust, Husten und zuweilen Beklemmungen quälten ihn und das Setzen von Blutegeln verschlimmerte den Zustand eher, als daß es ihn besserte. Der Arzt verordnete Selterswasser mit Milch und mit frischen Kräutersäften. Drei oder vier Mal in der Woche ritt Schiller auch spazieren. „Mein Gemüt ist übrigens heiter", schreibt er in dieser Zeit an Körner, „und es soll mir nicht an Mut fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird." Und sein Mut wurde wirklich auf eine harte Probe ge-

stellt. Denn am 7. Mai kam ein fürchterlicher Anfall, sodaß der Kranke ersticken zu müssen glaubte. Die Engbrüstigkeit kehrte am folgenden Tage wieder, wenn auch weniger gefahrdrohend, und einige Stunden Schlaf erweckten neue Hoffnung. Da trat am darauf folgenden Abend ein neuer, weit schlimmerer Anfall ein. Er nahm Abschied von den Seinen, mit zitternder Hand schrieb er noch einige Worte: „Sorget für eure Gesundheit, man kann ohne das nicht gut sein", und auch für Körner hatte er noch einen Abschiedsgruß geschrieben, den er zur Erinnerung an jene Stunde sich aufbewahrte. Fieber schüttelte ihn, der Puls setzte aus, im heißen Wasser wurden ihm die Hände kalt, er bekam Opium und Kampfer mit Moschus in starken Dosen, Blasenpflaster wurde aufgelegt und am Fuße ein Aderlaß vorgenommen, um die Erstickungsgefahr zu beseitigen. Der treue Hausarzt Conradi ließ in der Nacht noch Stark von Jena holen. Als dieser ankam, war die Macht des Anfalles gebrochen und Schiller lag in einem wohltätigen Schlafe. Eine Szene aus jenen schweren Tagen im Lengefeldschen Hause ist uns in einem Briefe eines jungen Freundes Schillers, des Livländers Karl Graß, erhalten, der damals zum Besuche nach Rudolstadt gekommen war. Graß schrieb nach Schillers Tode von Neapel aus an Lotte folgendermaßen: „Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem

ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, soviel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des vierten Buches der „Äneide“ vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Türe, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bett hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ichs wagte, Ihnen eine Szene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?“

Karoline las ihm in jenen Tagen die Stellen aus Kants Kritik der Urteilskraft vor, die auf Unsterblichkeit deuten. „Den Lichtstrahl aus der Seele des ruhigen Weisen, und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüte seiner Kraft nicht enden, uns nicht

für immer entzogen werden könne — nahm er ruhig auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben“, sagte er, „und wirken, so lange wir's vermögen“. Wir sollten unsere Freunde zu ihm kommen lassen, damit sie lernten, „wie man ruhig sterben könne“. Schiller war dem Leben wieder geschenkt. Langsam besserte sich sein Zustand. Am 23. Mai war er zum ersten Male mit den Seinen im Garten und tiefbewegt dankte Lotte dem Himmel, daß sie wieder mit ihm sich der schönen Welt erfreuen konnte. Seine Gesundheit war freilich für immer zerstört. Seine Schwägerin erzählt, daß damals die Unordnung in Schlaf und Wachen bei ihm zuerst angefangen habe. Um Schlaf zu bekommen, spielte er des Nachts mit den „Hausjungfern“ Karten, wobei er sehr heiter war, während die Seinen schliefen, um dem Leidenden den Tag leicht machen zu können. Die geringe Zahl seiner Briefe aus diesen Monaten deutet an, wie langsam er sich erholte, noch am 19. und 30. Juni schreibt Lotte in seinem Namen an den Verleger Göschen und klagt über die häufige Wiederkehr seiner Anfälle. „Teurer Freund, ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie weh es mir ums Herz ist, wenn ich meinen geliebten Schiller so leiden sehe.“ Trotzdem las er viel in seinen schlaflosen Nächten und machte Pläne zu neuen Arbeiten. In der zweiten Hälfte des Juni kam der Hofrat Stark von Jena und riet zu einer Kur in Karlsbad. Anfang Juli (Karoline schreibt irrtümlich „Ende Julius“) verließ er Rudolstadt und reiste in Begleitung

seiner Frau, seiner Schwägerin und des jungen Dr. Eicke nach Karlsbad ab, wo er am 10. Juli ankam. Schon Anfang August allerdings mußte die Rückreise angetreten werden, da Karoline zu dem am 5. August stattfindenden Einzuge des Erbprinzen Ludwig Friedrich und seiner Gemahlin, der Prinzessin Karoline Luise von Hessen-Homburg, von ihrer Mutter wieder erwartet wurde. Wie es scheint, berührte Schiller auf der Rückreise Rudolstadt nicht. Er hielt sich einige Tage in Jena auf und fuhr dann mit seiner Frau nach Erfurt, wo er in freundschaftlichem Verkehr mit Dalberg sich so weit erholte, daß er wieder eifrig an der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges arbeiten konnte. Am 1. Oktober kehrte er wieder nach Jena zurück, ungebrochenen Geistes zwar, aber mit unheilbar zerrüttetem Körper.

Wir haben Charlottes seelisches Leben bis in die ersten Jahre der Ehe mit Schiller verfolgt. Wir sahen sie anfangs langen und bangen in schwebender Pein, wir waren Zeugen ihres bräutlichen Glückes, wir fanden sie dann eine kurze Zeit von Sorgen und Zweifeln gequält, bis nach schweren Monaten die Sonne des Glückes ihr wieder aufging und sie für immer mit dem Geliebten vereinigt wurde, wir konnten schließlich ihre Fassung und Seelenstärke bewundern, mit der sie in düsteren Tagen des Leides dem Gatten als treue Gefährtin beistand, als er am Rande des Grabes „in Leiden bangte, kümmerlich

genas". Ganz anders als ihr waren die Schicksalswürfel ihrer Schwester Karoline gefallen.

Als Lotte geheiratet hatte, lebte Karoline einige Zeit in Jena in nahem Verkehr mit dem jungen Paare. Ihre leidenschaftliche Erregung hatte sich gemildert. Das Glück der Neuvermählten gab auch ihr die innere Ruhe zurück und sie mußte erkennen, daß Schiller als Freund ihr nicht verloren war. Aber manchmal hatte sie doch trübe Stunden, in denen das Gefühl der Verlassenheit sie überwältigte. Einmal schüttet sie Wilhelm von Humboldt ihr Herz aus. Sie spricht ihm von Schiller: „Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und er sucht es nicht — die himmlische Freiheit ist entflohn!" Humboldt sucht sie zu trösten: die selige Erinnerung der Vergangenheit könne sie nur freuen, da sie ja diese Gegenwart daraus schuf, „das Glück der lieben Lotte und Schillers ruhiges, kummerloses Leben! Du schaffst so viel Freude und genießest so wenig, Karoline. Du machst glückliche Menschen und bleibst allein und verwaist stehn." Im Bewußtsein des Opfers, das sie gebracht habe, solle ihre Seele ruhiger in die Zukunft schauen. Es ist bezeichnend, daß sie gerade Humboldt gegenüber solche Klagen aussprach, während sie wahrlich keine Veranlassung hatte, sich über mangelndes Entgegenkommen Schillers und Lottes zu beklagen. Humboldt nämlich hielt ebenso wie seine Frau immer noch an der Vorstellung fest, daß eigentlich Karoline und nicht Lotte die geistig ebenbürtige Lebensgefährtin

Schillers gewesen wäre. Der Dreibund seelischer Art, wie ihn Karoline in ihrer phantastischen Weise sich erträumt hatte, war durch Schillers glückliche Ehe zur Unmöglichkeit geworden. Aber auch noch im folgenden Jahre konnte sich Karoline von diesem Traumbilde nicht frei machen. Statt die Dinge zu sehen, wie sie waren, glaubte sie immer noch, Schillers Seele habe eigentlich doch in seiner Ehe nicht die ersehnte innere Befriedigung gefunden, und Humboldt und seine Frau sahen, durch ihre innige Hinneigung zu Karoline irre geführt, offenbar nicht klar genug, um diesen Wahn bei ihr mit Erfolg bekämpfen zu können und zu wollen. So erklären sich die Auslassungen Karolines in zwei Briefen an Frau von Humboldt im Oktober und Dezember 1791, in denen der alte Schmerz von neuem hervorbricht, und in denen sie die Gefühle, welche sie selber in trüben Stunden beschleichen, ganz zu Unrecht auf Schiller überträgt. Im Oktober schreibt sie: „Ich fühle ihn einsam, denn so innig gut Lotte ist, so ists doch ein toder Umgang — aber uns ist izt auch nichts weniger als wohl zusammen — und ich besuch ihn erst, wenn ihr kommt. Thorheit ists das Vergangne nicht vergangen sein zu lassen, aber ich fürchte, der Samen alles Unheils für Schiller liegt doch darin, und die Welt der Empfindung ist ihm für immer verstummt. Dieser feine tiefe Sinn für Wahrheit der Empfindung fehlt auch seinen Kunstwerken — immer sind diese Töne überspannt, frappieren mehr, als sie still rühren. Und so ist auch seine

Liebe gewesen, daher erkläre ich mir das Verstummen meines Herzens.“ Und weiterhin im Dezember heißt es sogar: „Schiller ist immer thätig und das ist seine Existenz — doch ahnd' ich, es ist ihm ein dumpfes Sein — Aber es kann nicht anders, durchaus ists ihm auch nicht wohl um mich für izt, wenn wir allein zu dreien sind. Alle alten Töne müsten erst ganz verklingen, eh uns ein neues stilles Zusammensein erblüht. Wenn sein Geist nicht an blühenden Erscheinungen dabei verlöhre, so mögte ich, er heftete sich mehr an Lolo — es ist doch so eine ewige Lüge in seinem Wesen Herz und Sinn gebannt zu haben, bei der ihm nicht wohl sein kann — und das Herz zu theilen hemmt vollends die schönste Kraft.“

Zur selben Zeit aber, am 24. Oktober 1791, schrieb Schiller an Körner über seine Lotte: „Ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben, wie die Götter.“

So trauerte damals Karoline dem Verschwinden ihrer selbstgeschaffenen Traumbilder nach. Aber seltsam — während sie sich zu Zeiten so wehmütigen Erinnerungen hingab, hatte zugleich schon ihr leicht bewegliches und anlehnungsbedürftiges Gemüt einen neuen Gegenstand der Verehrung gefunden. Es war der

Koadjutor und voraussichtliche Nachfolger des alten Kurfürsten von Mainz, Karl von Dalberg, den sie durch ihre Freundin Karoline von Dacheröden kennen gelernt hatte und für den sie jetzt in schwärmerischer Liebe und Freundschaft erglühte. Der elegante Kirchenfürst mit seinen weltmännischen, liebenswürdigen Formen, von größter geistiger Lebhaftigkeit und regsten künstlerischen und literarischen Interessen, eine ähnliche Natur wie Karoline selbst, ließ sich die Huldigungen seiner Anbeterin gern gefallen und der „Schatz" oder „Goldschatz" spielt in den Briefen des Lengefeld-Humboldtschen Kreises zu jener Zeit eine große Rolle. „So ist ihre Seele noch nicht erfüllt gewesen wie von Dalberg", schreibt damals Karoline von Dacheröden an Wilhelm von Humboldt, „sie liebt ihn, ach, so mit voller Seele, mit allen Kräften ihres Wesens, daß sie kein Dasein mehr haben wird, als das ihr von ihm kommt." Um diese neue Wendung in Karolines Wesen richtig zu verstehen, müssen wir uns erinnern, wie sich damals ihr Verhältnis zu Beulwitz gestaltete. Dieser war, wie erwähnt, ein Jahr vorher mit den beiden Rudolstädter Prinzen auf Reisen gegangen. Mit Befriedigung hatte Karoline ihn abreisen sehen, mit Bangen blickte sie seiner Rückkehr entgegen. Es scheint, daß sie schon damals entschlossen war, sich, wenn irgend möglich, scheiden zu lassen. Jedenfalls war ihr Widerwille gegen den „bien aimé époux" jetzt sehr groß, und um so eher war sie geneigt, sich der Leidenschaft für Dalberg hinzugeben — und

wiederum, je mehr sie in Dalberg versunken war, desto unerträglicher war ihr der Gedanke an den „Ursus". Am 21. Juli kam endlich Beulwitz mit den Prinzen und Ketelhodt wieder zurück, nachdem sie als Abschluß der ganzen Reise einen Besuch am weimarischen Hofe gemacht hatten. Ganz offenbar hatte Beulwitz die ehrliche Absicht, alles zu tun, um Karoline glücklich zu machen und das Vergangene vergangen sein zu lassen. Er war weich und freundlich gegen sie. Aber seine aufrichtigen Bemühungen fanden bei seiner Frau keine Erwiderung. Schon hatte man im Hause eine Veränderung getroffen, möglicherweise schon vor Beulwitzens Ankunft. Lotte hatte der Schwester ihr eigenes Stübchen im Hinterhause als Schlafzimmer überlassen. Im Anfange des Jahre 1791 war Karoline, wie wir gesehen haben, zur Pflege Schillers nach Jena gekommen. Dann folgte das lange Krankenlager Schillers in Rudolstadt, während dessen Beulwitz gewiß alles tat, um die Leiden des Schwagers zu lindern. Aber auch in dieser Zeit kamen die beiden Ehegatten einander nicht näher. Im Oktober schrieb Karoline an Schiller: „Der U. kommt nicht viel ins Haus und ist s o human." Noch immer pflegt sie durch Briefe und gelegentliche Reisen nach Erfurt ihre Beziehungen zu Dalberg, einmal äußert sie die Befürchtung, daß ihre Mutter durch Vermittlung der Frau von Stein den Koadjutor veranlassen könnte, „daß der Schatz den Ours einmal nehmen soll. Das wäre mir ganz unerträglich und abscheulich in-

diskret.“ Sie will nichts unter der Hand von ihm erlangen, was sie ihm nicht gerade selbst sagen könnte. Ende 1791 hatte Beulwitz wohl die Hoffnung aufgegeben, mit seiner Frau jemals wieder in engerer Gemeinschaft leben zu können. „O. lebt ganz dem Bacchus“, berichtet Karoline an Lotte, „und ist so glücklich in dieser Stimmung, daß sein Leben ordentlich eine Satire gegen Minerva abgeben könnte. Ich sehe ihn fast gar nicht.“ Im Anfang des Jahres 1792 ist sie wieder Monate lang in Erfurt und freut sich des innigen Verkehrs mit dem Humboldtschen Paare, das am 29. Juni 1791 geheiratet hatte. Der Plan eines dauernden Zusammenlebens mit Dalberg, Humboldts und Schillers beschäftigt sie immer wieder. Sie meint, daß Dalberg „etwas Bleibendes unter uns wünscht“, sie wünscht, „einem so hohen, schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben. Es wäre eine schöne, edle Frucht meines reiferen Lebens, und mit euch vereint zu leben.“ Freilich war der Mainzer Stuhl noch immer nicht frei. „Wenn doch der alte Esel einmal stürbe. Gute Nacht mit diesem schönen Wunsch!“ — so schließt sie einmal einen Brief. Die Hoffnung auf eine bevorstehende Lösung ihrer Ehe stimmt sie augenscheinlich zufriedener. Sie liest viel und nimmt regen Anteil an Humboldts literarischer Tätigkeit, der dem kleinen Kreise Euripides nahe brachte und damals seine bekannte erste Schrift „Ueber die Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ schrieb, jene Schrift, über deren Grund-

gedanken er viel mit Dalberg disputierte und die den Anlaß zu dessen Gegenschrift „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder“ (Leipzig 1794) abgab. Sie begann auch selbst zu schriftstellern und schrieb einen Band Märchen, „und wenn sie nichts taugen, will ich auch übersetzen, um Geld zu haben“. Im Juni erst kehrte sie nach Rudolstadt zurück, wo im Juli das Ehepaar Humboldt und auch Alexander von Humboldt sie besuchte. Dann wieder finden wir sie im August in Jena und im September wieder in Rudolstadt, wohin auch Schiller mit Lotte, seiner Mutter und seiner Schwester Nanette kam, die ihn in Jena besucht hatten. Der Plan der Scheidung gewann damals bestimmtere Gestalt. Sie will sich lieber mit Beulwitz „in Ansehung der Finanzen arrangiren, als ihn ferner getäuschten Hoffnungen überlassen“, sie plant, mit der Mutter nach Schwaben zu ziehen und von dort die Scheidung ins Werk zu setzen. Ihre Absicht, die chère mère zu der Reise zu veranlassen, gab sie allerdings bald auf, dafür begleitete sie ihre Schwägerin Ulrike von Beulwitz. Endlich im Anfang Juni 1793 reiste sie von Rudolstadt ab. Am 20. Juni schreibt sie von Cannstatt aus: „Wolzogen wird erwartet, was mich sehr freut.“

Wilhelm von Wolzogen hatte zuletzt in Paris die Geschäfte des abwesenden württembergischen Gesandten von Rieger geführt und die stürmische Zeit der Revolution dort mit-

erlebt. Sein Briefwechsel mit Karoline war, selbst nach den erhaltenen Resten zu urteilen, immer sehr lebhaft und von wachsender Wärme gewesen. Je einsamer sich Karoline fühlte und je dunkler die Zukunft für sie sich gestaltete, desto inniger erschloß sie ihr Herz dem fernen Freunde. „Lieber Guter", schreibt sie am 1. August 1792, (nicht 1793, wie in beiden Ausgaben ihres Nachlasses steht) „bleibe mir gut — die einzige ewig beseligende Kraft für Menschen und Götter ist Liebe — mein Herz schwillt zum neuen Leben auf in dem Gefühl der Deinen — wären wir nur erst so weit, uns für lange ungetrennt zu wissen, mein Herz würde leichter und fröhlicher schlagen und den Druck aller heterogenen Dinge um mich her weniger empfinden, in der Nähe und der zarten Pflege eines so lieben, treuen Freundes, als mein Wilhelm mir ist! ich glaube an die gute Vorsicht, daß meine Gesundheit bis dahin halten wird . . . . Adieu, Liebster, ich umarme Dich herzlich . . . . Adieu, Guter, Lieber! Behalte mich lieb. Ewig Dein." Um dieselbe Zeit hatte Wolzogen ihr von einem Heiratsplane geschrieben, den er hatte. Sie rät ab: er solle die Heirat „in Zweifel lassen, bis wir uns gesehen haben." Wenn er nicht viel glücklicher zu werden glaube, so wäre es ihr lieber, er heirate nicht — „nur unter besonderen Umständen, und nur bei einer ausgemachten Nullität, oder bei einer großen Schönheit des Charakters an einer Frau könnte es gut gehen, wenn Du ihr Dein

Glück zu danken hättest. Die goldne Freiheit ist so leicht verloren." Nun, als sie im Begriff war, die Brücke hinter sich abzubrechen, die sie mit der Vergangenheit verband, trat ihr der entgegen, dessen Freundschaft und Liebe in langen, trüben Jahren ihre Hoffnung gewesen war. Eine zerstörte Jugend, eine unglückliche neunjährige Ehe lag hinter ihr. Das Glück, das auch sie als ein Recht der Jugend vom Schicksal verlangte, war ihr bisher versagt geblieben. Ihr Herz lechzte nach Glück, nach Liebe. Jetzt winkte ihr eine schönere Zukunft, die ihr für vergangene Leiden Ersatz geben sollte. Ihre Seele flog dem sehnsüchtig Erwarteten entgegen. In leidenschaftlichem Entschlusse warf sie die verhaßten Fesseln ab, unbekümmert darum, was die Welt und ihre Familie darüber denken und sagen würde.

In diese Monate fällt eine merkwürdige und wohl schwerlich ganz aufzuklärende Episode von Karolines Leben, ihr Verhältnis zu dem Livländer Gustav von Adlerskron. Wir wissen von ihm wenig. Er war in der russischen Garde Rittmeister und reiste 1788 wegen einer Erbschaft nach Deutschland. Seit dem Herbste 1789 studierte er unter einem angenommenen Namen in Jena und trat Schiller und seiner Frau nahe. Während Schillers Krankheit beteiligte er sich mit unermüdlicher Sorgfalt an seiner Pflege; seine Briefe an das Ehepaar sind Zeugnisse treuester Anhänglichkeit und liebevollster Verehrung. Damals lernte er auch Karoline

von Beulwitz kennen. Ostern 1791 begab er sich zur Fortsetzung seiner Studien auf die Karlsschule. Zufolge seiner dürftigen Vermögensverhältnisse versuchte er mit Schillers Hilfe vergeblich, eine Stelle als Erzieher zu erhalten, nachdem seine Bemühungen, im österreichischen Heere angestellt zu werden, fehlgeschlagen waren. Er kehrte im Sommer 1793 nach Schwaben zurück und traf dort Karoline, die ebenfalls ihm (ihrem „Trabanten", wie sie ihn öfters nennt) irgend ein Unterkommen zu verschaffen suchte. Im Oktober reiste er über Jena nach Leipzig, von da ging er im Dezember zu Fuß nach Rußland zurück. Im November schrieb er von Leipzig aus einen langen, seltsamen Abschiedsbrief an Karoline, in dem es heißt: „Darf ich, geliebte Seele, dich bitten, mir dein Portrait zu schicken, ach wie glücklich würdest du mich machen, wenn ich es gegen Neujahr bekäme . . . . . Lebe wohl, theure Seele. Empfange hier den letzten Abschiedskuß auf deutschem Grund und Boden. Diese Thränen hier sind die schmerzlichsten, die je aus meinem Auge gequollen sind; möchte ich nur nie erleben, noch peinlichere Thränen zu vergießen. Die Vorsehung erhalte mir dein schönes Leben recht lange und beglücke es mit heiteren, frohen, gesunden Stunden, daß kein Kummer deine Haare krümme, kein Leiden seine Spur in deinem Wesen zurücklasse. Und hat die Gottheit ein künftiges Wiedersehen für Herzen, die einander gehören, bestimmt, o so

hoffe ich dich doch wieder zu haben, dir zu zeigen, meine Liebe war innig, aufrichtig und treu. . . Möge Ihr Genius mein Schutzengel unterwegs sein."

Während ein Zufall uns diese Abschiedsgrüße Adlerskrons erhalten hat, besitzen wir keinen einzigen vollständigen Brief Karolines an ihn. Indessen sind neuerdings zwei Bruchstücke bekannt geworden, die beweisen, daß Adlerskrons Liebe von ihr mit heißer Leidenschaft erwidert wurde. „Nicht ohne innige Rührung sah ich den Morgen dieses Tages anbrechen — Ach vor einem Jahr, wie voll Leben und Hoffnung war mein Herz! Wie wunderbar traf alles zusammen, und welcher Zufall schenkte mir noch das Glück an Deinem Herzen. Abergläubisch nahm ich das Pfand des Glückes an und hoffte eine schöne Zukunft. O wie hat es mich getäuscht! Deine Güte, Deine Grazie steht vor meiner Seele — und ewig ist mein Sehnen darnach." In stürmischer Aufwallung des Herzens hatte sie bei Adlerskron das Glück gesucht, nach dem sie bisher vergebens verlangt hatte. Aber Adlerskron ging — und Wolzogen streckte der Geliebten seiner Jugend die rettende Hand entgegen. Sie erfaßte sie und ihr Dasein lenkte nun in ruhigere Bahnen ein.

Inzwischen war Schiller mit seiner Frau im August zu Heilbronn angekommen, wo sie mit Karoline zusammentrafen. Ueber die folgende Zeit sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Es

scheint, daß Karoline alle ihr erreichbaren Briefe aus diesem Lebensabschnitt vernichtet hat. In Ludwigsburg war sie Zeugin des elterlichen Glückes des Schillerschen Paares, dem dort am 14. September der erste Sohn geboren wurde. Dann wohnte sie in Stuttgart, Cannstatt, oder auf dem Landgute Gaisburg einer Freundin, der Frau von Senkenberg, von wo aus sie das Cannstatter Bad gebrauchte. Sie betrieb von Schwaben aus eifrig ihre Scheidung. Beulwitz versuchte noch einmal, sie umzustimmen. Er sagte seiner Schwiegermutter, der Gedanke, seine Frau leidend und in Zukunft von ihm getrennt in Not zu wissen, wäre ihm unerträglich, er sei fest entschlossen, auch mit Rücksicht auf die chère mère, sich nicht trennen zu lassen und lieber unglücklich zu sein, als sich Vorwürfe machen zu müssen, nicht als rechtschaffener Mann gehandelt zu haben. Wenn nur Caroline öfters bei ihm sein und sich freundschaftlich betragen wollte, „wenn er es sich auch abbrechen müßte, wollte er lieber sehen, ihr einiges Geld zu ihrem Vergnügen aussetzen zu können, wenn sie bei ihm bliebe." Die Mutter fügt diesem Berichte bei: „Das sind jetzt seine Gesinnungen; wäre er mein Feind, so müßte ich sagen, daß sie edel sind." Beulwitz' Bemühungen waren ohne Erfolg. In diesen Monaten wandte er sich auch an Schiller, um dessen Meinung zu hören. Schiller antwortete erst im Januar, er wollte mit Rücksicht auf seine Gesundheit diese „fatale

Materie" möglichst aus seiner Erinnerung verbannen. Er hält es nach dem, was geschehen ist, für unmöglich, daß ein gutes Einvernehmen zwischen den Ehegatten wieder hergestellt werden könnte und rät seinem Schwager, um seiner selbst willen in die Scheidung zu willigen. Er solle das Glück seiner Tage nicht von den „Phantasien einer kränklichen Frau" abhängen lassen. „Lassen Sie also, liebster Freund, die Sachen in Gottes Nahmen ihren Gang gehen, da sie, wie mich alles überzeugt, nicht mehr zu ändern sind. Es ist gewiß das Beste, ein Verhältnis ganz aufzuheben, das so wenig Bestand in sich hat, und eine Quelle sovieler Verdrießlichkeiten ist." Am 6. Februar 1794 war Karoline noch bei Lotte in Ludwigsburg. Dann ging sie mit Wolzogen auf Reisen. Dieser hatte sich inzwischen bei dem ihm befreundeten Dichter Salis, angeblich im Interesse eines Freundes, nach einem Orte in der Schweiz erkundigt, wo man ungestört in tiefster Einsamkeit wohnen und auch einen tüchtigen Arzt finden könnte. In einem undatierten Briefe, der aber noch in die Zeit von Schillers Aufenthalt in Stuttgart fällt (Schiller reiste von da am 6. Mai nach Jena zurück), bittet Wolzogen Schiller, ihm unter einer Deckadresse nach Schaffhausen Nachricht zu geben. Er ersucht ihn, einen eingelegten Brief an Schönfeld zu befördern, den er für präcis und verschwiegen halte. Dieser Schönfeld ist jedenfalls der Rudolstädter Oberforst-

meister von Schönfeldt, und die Vermutung liegt nahe, daß der Brief eine wichtige Mitteilung in betreff der Scheidung enthielt. „Adieu lieber Schiller! An Mut und Entschlossenheit fehlt es mir nicht; gebe der Himmel, daß es der Frau nicht an Gesundheit fehlt!“ Am 17. Juni kehrten die beiden Reisenden wieder nach Ludwigsburg zurück und reisten an demselben Tage von da wieder ab. Im August wurde Karoline von Beulwitz geschieden. Am 24. August war Wolzogen in Jena bei Schiller. Am 3. September schreibt Lotte von Rudolstadt aus an Schiller: „Die Frau (so wurde Karoline im Familienkreise genannt) ist hier, als wäre nichts vorgefallen und spaßt über die Scheidung usw.“ Am 24. September kam sie mit Humboldt durch Weimar, wo Schiller gerade bei Goethe weilte. Er sah sie nicht. Am 27. September wurde sie zu Bauerbach mit Wolzogen getraut.

Die Verstimmung über Karolines Schritt war in ihrer Familie groß. Man kam, wie Frau von Lengefeld andeutet, überein, daß die „verdrüßliche Geschichte“ unter ihnen gar nicht mehr erwähnt werden sollte. Karoline war nach der Scheidung nur wenige Tage in Rudolstadt, wo sie jedenfalls eine sehr kühle Aufnahme fand und wo Beulwitz nach wie vor mit Frau von Lengefeld und Lotte, die sich längere Zeit da aufhielt, verkehrte. Aber auch Schiller war gegen seine Schwägerin sehr verstimmt. Er war überzeugt, daß Wolzogen und Karoline nicht

zusammen paßten und einander nicht glücklich machen könnten. „Aber wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum.“ Das war das Ende jener überschwenglichen Seelenfreundschaft, die beide Teile noch vor wenigen Jahren für unvergänglich und zu ihrem Glücke unentbehrlich gehalten hatten.





V.

Ausklang.

„Jeglichen Menschen erwartet sein Tag,
Auch meiner wird kommen!“

Tagebuchblatt Gottes vom 22. Februar 1806.



Die Lebensbahnen Charlottes und Karolines hatten sich weit von einander getrennt. Wie nahe sie sich auch einst gestanden — die Ereignisse der letzten Zeit mußten eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufreißen. So vergingen einige Jahre, bis sie sich wieder näher traten. Nur ein Jahrzehnt noch war Lotte der Besitz Schillers gegönnt, ein Jahrzehnt zwar voll innigen Glückes, aber auch voll steter Sorge um den Geliebten. Er war die Sonne ihres Lebens und das deutsche Volk weiß, wie sie, selbst wachsend durch den Verkehr mit seinem Geiste, in ihrer unermüdlichen Liebe und Güte mit geholfen hat, daß er sein Lebenswerk vollenden konnte. Ein Los war ihr beschieden, wie es selten einer Frau zugefallen. Verbunden mit einem der edelsten Geister, die je die Welt gesehen, erlebte sie durch Kämpfe und Leiden hindurch seinen Aufstieg zur strahlenden Höhe des Weltruhmes. Sie sah die lange Reihe seiner Schöpfungen entstehen, sie war Zeugin jener unvergeßlichen Stunden, da zum ersten Male die hohen Gestalten seiner Meisterwerke über die Bühne schritten und der Beifall der tiefergriffenen Hörer ihrem gefeierten Schöpfer zujubelte, sie war die Freundin seiner Freunde, vor allem

eines Wilhelm von Humboldt und eines Goethe. So auf den Höhen der Menschheit wandelnd, erfüllte sie in Treue auch schwere Pflichten. Denn es war kein Kleines, den dahinsiechenden Gatten, der „dem Leiden, dem Tod vertraut war", und dessen Geist unter den Hemmungen des Körpers litt, immer wieder mit Lebensmut und Schaffensfreude zu erfüllen. Eine echt deutsche, gemütvolle Häuslichkeit wußte ihm Lotte zu bereiten und ihr liebes Weben um ihn, die Freude an vier gesund heranwachsenden Kindern war dem Leidenden eine immer neue Quelle stillen Genusses. Aber keine noch so aufopfernde Liebe vermochte den Gang des Schicksals aufzuhalten.

Am 29. April des Jahres 1805 sah Schiller Goethe zum letzten Male. Im Theater befiel ihn heftiges Fieber. Von Tag zu Tag verschlimmerte sich sein Zustand. Am 9. Mai kniete Lotte am Bette des Sterbenden. „Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himmlisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird." Bald darauf schloß er die Augen für immer.

Lottes Lebenssonne war erloschen. „Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben

muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich." So schrieb sie am 12. Juni an ihre Schwägerin Luise Franckh. Sie hat ihren Vorsatz wahr gemacht. Dem Andenken ihres geliebten Gatten und der Fürsorge für ihre Kinder war ihr ferneres Leben geweiht. Treulich standen ihr die altbewährten Freunde ihres Mannes bei, allen voran Goethe, Cotta, die Großfürstin Maria Paulowna, milden Trost spendete die gute Mutter, bei der Lotte oft mit ihren Kindern als Gast auf dem Schlosse im heimatlichen Rudolstadt weilte und die ihr am 20. November 1805, vor dem ersten Geburtstage Lottes, den sie ohne Schiller verleben sollte, die schönen Worte schrieb: „Ach Liebe, so traurig auch jetzt dieser Tag für dich ist, so schöne Folgen hat er doch gehabt. Einen guten Teil deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fort zu leben — o gewiß, beste Lolle, das ist noch immer ein schönes, beneidenswerthes Loos."

In ihrem stillen Dasein beschäftigte sie sich, ihren früheren Neigungen treu bleibend, viel mit der modernen Literatur, wenn auch die neue romantische Richtung, deren Vertreter sie schon von Jena her kannte, ihr wenig zusagte. Schon zu Schillers Lebzeiten hatte sie auch selbst gelegentlich Gedichte und kleine Erzählungen veröffentlicht, und auch jetzt ruhte ihre Feder nicht. Besonders danken müssen wir ihr für die Aufzeichnungen über Schillers Leben, die leider nur bis 1787 reichen, und für die Fragmente und Erinnerungen über Schiller, Goethe, Wieland und Herder, die sie in erster Linie für ihre Kinder niederschrieb. So der Vergangenheit lebend vergaß sie auch nicht der Gegenwart und die Freiheitskriege erfüllten ihr Herz mit hohem Stolze. War es doch ihr Gatte gewesen, der durch seine Dichtungen so viel zu dem Aufleben des deutschen Nationalgefühles beigetragen hatte, das jetzt wie ein Sturmwind aufbrausend jahrelange Fremdherrschaft aus Deutschland hinwegfegte. Vor allem jedoch gab ihr inneren Halt in den Sorgen und Mühen des Lebens die Religion. Sie wie ihre Schwester hatten als Kinder eines freigeistigen Zeitalters früher oft über die fromme Christgläubigkeit ihrer Mutter sich erhaben gewähnt und manchen harmlosen Scherz darüber sich erlaubt. Aber in der Schule des Leides hatte Charlotte dann gelernt, daß der Mensch nur im Aufblick zu einer höheren Macht Festigkeit und Frieden der Seele finden kann. Solche Gedanken spricht sie immer wieder

aus. Diese tief innerliche Frömmigkeit war doch ein Erbteil der trefflichen Mutter: jene englische Bibel, die Schiller einst in der Volkstedter Zeit der chère mère geschenkt hatte, übergab diese ihrer Tochter und Lotte schlug sie oft in stillen Stunden auf. In ihrem Glauben an Gottes unwandelbare Güte und Liebe fand sie den Trost, der nicht von dieser Welt ist: „Ich denke, daß alles von oben kommt, und daß wir leiden müssen und sollen auf einer Welt, die so ungleichartige Wege hat, um in einer anderen vielleicht empfänglicher für die ewige Harmonie zu werden, die wir auf Erden zuweilen nur ahnen." Und sie bemühte sich eifrig, auch ihre Kinder von dem Segen des Gebetes zu überzeugen. „Ich möchte meinen Kindern die Kraft des Gebets recht tief fühlen lassen, aber nur in den Momenten der reinsten Stimmung; wo zu viel Menschliches sich in die Wünsche noch mischt, da vermag der Blick nicht rein genug zum Himmel zu dringen. Sollte ich ihnen nicht selbst klar machen können, was es ist, ein gläubiges vertrauendes Gebet zu dem Schöpfer der Welt zu richten, so möchte ich sie in diesem Blatt dazu anhalten, die Bibel zu lesen in reinem Sinn, die Lehren, die Christus gab, sich einzuprägen. Alsdann werden sie auch fühlen, daß es nichts Höheres giebt, als das Gebet, welches er uns lehrte: Vater unser, der du bist im Himmel. In den Momenten meines Lebens, wo keine andere Stimme zu mir Eingang finden

konnte, wo ich deutlich fühlte, nur Gott kann helfen, betete ich das Gebet."

Charlotte behielt ihren Wohnsitz in Weimar in dem Hause, das sich Schiller gekauft und in dem er seine letzten Jahre zugebracht hatte, bei. Nur zuweilen führten sie Reisen in die Ferne, so an den Rhein, wo ihr Sohn Ernst als Jurist lebte, oder nach Schwaben, wo ihr ältester Sohn Karl im württembergischen Staatsdienste als Forstmann Anstellung gefunden hatte. In Schillers Heimat besuchte sie alle die Stätten, die sie einst an seiner Seite gesehen, sie suchte sein Geburtshaus in Marburg auf und stand tieferschüttert vor der gewaltigen Büste des Unvergeßlichen, zu der sie Meister Dannecker führte. Am 11. Dezember 1823 sah sie in Rudolstadt die geliebte Mutter die treuen Augen zum ewigen Schlummer schließen. Aber auch ihr selbst nahte schon bald nach der Mutter die letzte Stunde. Ihre sonst so klaren Augen versagten allmählich den Dienst, sie drohte zu erblinden. Als sie im Sommer des Jahres 1826 ihren Sohn in Köln besuchte, unterzog sie sich in Bonn einer Staroperation, die glücklich verlief. Bald aber trat Fieber ein und am Morgen des 9. Juli erlöste sie ein sanfter Tod von ihren Leiden. Ihre Kinder Ernst und Emilie standen an ihrem Sterbelager. Auf dem schönen alten Friedhofe zu Bonn, dessen Denkmäler so mancher große Name schmückt, fand Schillers Gattin ihre letzte Ruhestätte.

Rein und klar, wie ein stiller friedlicher Bach, war das Leben Charlottes dahingeflossen. Schmerzen waren auch ihr, wie allen Menschen, beschieden gewesen, aber sie hatte sie mutig getragen und hatte mit starkem Herzen ihre Pflichten erfüllt. Treue und Gewissenhaftigkeit, Uneigennützigkeit und strenge Selbstzucht hatte sie von Jugend auf immer geübt. Es waren Eigenschaften, die ihrer Schwester Karoline an entscheidenden Wendepunkten des Lebens nur zu sehr abgingen. So sollte sich deren Leben auch in seinen späteren Abschnitten ganz anders gestalten, als das der Schwester.

Wir haben vorhin gesehen, wie Karoline nach einer Jugend voll bitterer, zum Teil wohl auch selbstverschuldeter Enttäuschungen, nach manchen Irrungen ihres liebeverlangenden Herzens ihrem Jugendgeliebten Wilhelm von Wolzogen die Hand reichte. Schiller hatte gemeint, daß die Ehe nicht glücklich werden könne, weil die beiden Gatten gar nicht zusammen paßten. Vielleicht hatte er sich, soweit wir es beurteilen können, doch getäuscht, wenigstens was die erste Zeit der Ehe anlangt. Nach den Aufregungen der letzten Jahre schien wirklich stilles Glück auch in Karolines unruhige Seele eingezogen zu sein. Sie schenkte ihrem Gatten am 10. September 1795 einen Sohn, der auf einer Reise in die Schweiz zu Stein am Rheine geboren wurde. Freilich klang ein Ton schmerzlicher Sehnsucht auch in diese Zeit hinein, aber Wolzogens treue Liebe half ihr dazu, über solche Erinnerungen

aus vergangener Zeit hinwegzukommen. „Ich lebte schöne Tage hier mit Deinem Vater, mein Adolf", so schreibt sie nach des Gatten Tode 1812 an ihren Sohn aus Bauerbach, „und mir, der Einsamen und Verlassenen, bleibt das Andenken an sie heilig . . . Meine ganz zerrüttete Gesundheit erholte sich in Ruhe und Liebe. Du wurdest geboren, und ich sah in Dir ein neues und schöneres Leben." Im Jahre 1797 wurde Wolzogen als Kammerherr und Kammerrat nach Weimar berufen. Wir vermögen es Karoline nachzufühlen, wie sehr diese Wendung sie beglücken mußte. In ihrem Leben Schillers schildert sie begeistert die Genüsse der nun anbrechenden Zeit. Nun lebte sie in engstem Verkehre mit den Größen jener unvergleichlichen weimarisch-jenaischen Zeit, mit Goethe und — mit Schiller. Die überspannten Ideen ihrer früheren Jahre waren überwunden und stille, treue Freundschaft war an ihre Stelle getreten. Sie war Zeugin des innigen Bundes, den die beiden geschlossen hatten, und sie sah in unmittelbarster Nähe die Meisterwerke entstehen, welche sie der Welt schenkten. „So hatten wir wirklich, in innerer Geistes- und Lebensfülle, ein Paradies der Unschuldswelt um uns her gezaubert, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis." Ihr Traum von den glückseligen Inseln war Wirklichkeit geworden.

Karolines äußerlich stilles Leben wurde durch

zwei Reisen nach Paris unterbrochen, wohin Wolzogen im Auftrage des Herzogs ging, in den Jahren 1802 und 1807. Offenen Auges schaute sie die Wunder der napoleonischen Weltstadt und ihre schönheitsdurstige Seele genoß in vollen Zügen die dortigen Kunstschätze und die vielfachen Anregungen, die ihr der Verkehr mit bedeutenden Menschen bot. Auch des Umganges mit dem ihr lebenslang so teueren Dalberg konnte sie sich wieder erfreuen. Aber Wolzogen begann zu kränkeln, und drei Reisen nach Petersburg, wo er die Verhandlungen wegen der Vermählung der Großfürstin Maria Paulowna mit dem Erbprinzen von Weimar führte, legten den Grund zu unheilbarem Siechtum. Am 17. Dezember 1809 erlöste ihn in Wiesbaden der Tod von seinem Leiden. Karoline hatte den „guten Alten", wie sie ihn oft nennt, treulich bis zu seinem Ende gepflegt. Merkwürdigerweise hatte gerade in dieser Zeit wiederum eine neue Leidenschaft die fast fünfzigjährige Frau ergriffen. Hatte sie schon in Paris sich mächtig angezogen gefühlt von dem seltsamen Sonderling in der Rue Richelieu, dem Grafen Schlabrendorf, der mit allen Deutschen der französischen Hauptstadt Beziehungen pflegte, so war es jetzt ein in nassauischen Diensten stehender Herr von Mühlmann, der noch einmal in dem Herzen der alternden Frau heiße Wünsche erweckte. Der „Ami", wie sie ihn nennt, stand ihr in jener schweren Zeit in Wiesbaden treu zur Seite, und Karoline hoffte wirklich auf eine dauernde Vereinigung

mit ihm. Aber zwei Jahre später heiratete der Ami doch eine andere. Sehr treffend schrieb damals Charlotte über ihre Schwester: „Wie lange aber die Täuschungen der Jugend dauern sollen, ist mir ein Rätsel . . . So äußerst verständig und doch so phantastisch. Wenn einmal die Phantasie ins Spiel kommt, so muß die Vernunft die Gesetze von ihr empfangen. Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben weil sie nicht liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen."

Es war einsam geworden um Karoline. Ihre Freude und ihr Glück war nun ihr Sohn Adolf. Aber gerade er sollte der Mutter den größten Schmerz ihres Lebens bereiten. In den Freiheitskriegen trat er in das preußische Heer ein, während seine Mutter in Wien bei Humboldts bis nach der Schlacht bei Leipzig verweilte. Adolf kehrte zwar glücklich aus dem Kriege zurück, aber seine Gesundheit war — nicht ohne seine eigene Schuld — so zerrüttet, daß er 1821 den Abschied nehmen mußte. Der Wiederherstellung des Sohnes galt nun die einzige Sorge der kummerbedrückten Mutter. Nur noch wenige Jahre durfte sie sich seines Besitzes erfreuen. Auf dem väterlichen Gute Bösleben bei Arnstadt, unweit des Hauses, in dem die Mutter um ihn bangte, kam er an seinem dreißigsten Geburtstage, wie es scheint durch einen unglücklichen Zufall, indem sein Gewehr sich entlud, ums Leben. Karoline hat seinen Verlust nie ver-

winden können und manches ergreifende Blatt ihrer Aufzeichnungen gibt uns von ihrem Schmerze erschütternde Kunde.

„Alle Freude", so schrieb sie damals an einen Freund, „alle Hoffnung für diese Welt hab' ich in meinem Sohne verloren." Und doch war es ihr beschieden, noch länger als zwanzig Jahre die Bürde des Lebens zu tragen. Die Welt ihrer Jugend war um sie her versunken, ihre Mutter, ihre Schwester, Schiller, der Fürst-Primas Dalberg waren dahingegangen, bald folgte Karoline von Humboldt, auch Goethes Tage waren gezählt. Eine andere Zeit war angebrochen. Karoline zog sich nach Jena zurück. Dort stellte die gütige Großherzogin Maria Paulowna der Vereinsamten ihr Haus in dem früher Griesbachschen Garten (jetzt der Botanische Garten) zur Verfügung. An dieser für sie so erinnerungsreichen Stätte lebte sie kurze Zeit, um dann in jenes Vorstadthaus in der Nähe des „Bären" überzusiedeln, in dem sie die letzten Jahrzehnte zubringen sollte. Ihr reicher Geist rastete nicht. Der Rückschau auf die Vergangenheit, literarischen Studien und Arbeiten, dem Verkehre mit einem auserwählten Kreise, einer ausgebreiteten Korrespondenz waren diese Jahre geweiht. Ihren früheren Schriften, von denen hier nur der schon 1798 noch unter Schillers Augen erschienene Roman „Agnes von Lilien" erwähnt sei (er machte damals großes Aufsehen und wurde von manchen sogar für ein Werk Goethes gehalten), folgten einige kleinere

Veröffentlichungen und im Jahre 1840, also in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre, der Roman „Cordelia“, in dem sie die geistigen Strömungen zur Zeit der Freiheitskriege schilderte. Ein anderer Plan, die Lebensgeschichte ihres teuern Freundes Karl von Dalberg, kam nicht mehr zur Ausführung. Aber ein unvergängliches Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie schon in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes zu Jena daran ging, das Leben Schillers zu bearbeiten. Das Werk erschien im Jahre 1830. Niemand war so berufen wie Karoline, zum ersten Male eine umfassende Darstellung von Schillers Entwickelung zu geben, niemand wie sie vermochte so aus dem Vollen zu schöpfen, sowohl was die persönliche Erinnerung, als auch was die schriftlichen Quellen anlangte, niemand endlich konnte mit heißerer Anteilnahme sich dem Gegenstande widmen, als eben Karoline. In ihrem Tagebuche schrieb sie am 5. Februar 1830: „Oft bat ich im vergangenen Jahre Gott, er möge mich die begonnene Arbeit vollenden lassen; mir ward eine wunderbare Kraft, und das Werk war zur bestimmten Zeit da. Oft hatte ich in den unruhigen Nächten gleichsam Eingebungen; die Darstellung reihte sich ohne mein Zuthun an einander. War ich werth, daß du mich erhörtest, Ewiger?“ So entstand ein Buch von höchstem persönlichen Reize, dessen Zauber wir noch jetzt, trotz so mancher guten neueren und umfassenderen Darstellung, uns gern und freudig hingeben.

In solcher Tätigkeit die Vergangenheit wiederbelebend, beglückte sie zugleich die Mitwelt. Und nicht weniger stark wirkte die Persönlichkeit der feinen, vornehmen Frau mit ihrer abgeklärten Ruhe und ihrem geistvollen Urteile auf alle, die ihr freundschaftlich näher traten oder die sie an ihren regelmäßigen Empfangsabenden in kleinerem und größerem Kreise bei sich sah. Nach den leidenschaftlichen Stürmen der Jugend hatte sie sich zu der Höhe reiner Menschlichkeit emporgerungen. Die Größen der Dichtung und Philosophie aller Zeiten hatten sie geführt und geläutert. Edelste Religiosität war ihr ein unverlierbarer Besitz geworden. Einen Rückblick auf ihr Leben schließt sie mit den Worten: „Jetzt, da alle individuelle Liebe mir entschwunden ist, mahnt mich nur die Stimme des Erlösers, und giebt mir Kraft, in aufopfernder Liebe zu handeln. Selig, wem sie immer ertönte! er wird sich willig zum Opfer hingeben."

So für die Ewigkeit vorbereitet ging sie endlich, fast vierundachtzig Jahre alt, am 11. Januar 1847 zur letzten Ruhe ein. Sie wurde an der Seite ihres ihr schon im Jahre 1834 vorangegangenen Freundes Knebel bestattet. Ihre selbstgewählte Grabschrift lautet:

Sie irrte, litt, liebte,
verschied
im Glauben an Christum,
die erbarmende Liebe.





Anmerkungen.

Für diejenigen Leser dieser Schrift, die etwa den Wunsch haben, an dieser oder jener Stelle die Quellen der Darstellung zu vergleichen, seien hier einige Nachweisungen gegeben. Die zahlreichen Darstellungen des Lebens Schillers brauchen, da sie bekannt genug sind, hier nicht erwähnt zu werden. Von den Veröffentlichungen von Briefen ist in erster Linie die große Gesamtausgabe von Schillers Briefen zu nennen, die, von F. Jonas herausgegeben, in sieben Bänden 1892—97 in Stuttgart erschienen ist, und der Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte, zum ersten Male von Schillers Tochter Emilie herausgegeben bei Cotta in Stuttgart und Augsburg 1856. Die zweite bis fünfte Auflage gab W. Fielitz heraus, die fünfte Auflage erschien 1905. Für die Briefe Karolines von Wolzogen kommt in erster Linie in Betracht ihr „Literarischer Nachlaß“, herausgegeben von Karl Hase, 2 Bände, Leipzig 1849. Eine zweite Auflage davon erschien in Leipzig 1867. — Ueber Beulwitz vgl. Julius Eberwein im Neuen Nekrolog der Deutschen, 7. Jahrg. Ilmenau 1831, S. 232—239. Aus Eberweins Schrift, Schillers Liebe und Verhältnis zu Rudolstadt, Rudolstadt 1855, sind die beiden Stellen über des Kantors Unbehaun Sorge um Schiller und über Schillers Aufnahme in die Schützengesellschaft entnommen. Ueber die sogenannte „Doppelliebe“ Schillers vgl. vor allem den trefflichen Aufsatz von Karl Berger im Marbacher Schillerbuch Bd. 3 Stuttgart 1909, S. 163—184. Ueber Schiller in Rudolstadt und das Lengefeldsche Haus vgl. auch E. Anemüller u. a., Wanderungen durch Thüringen. Naumburg a. S. (1895), S. 134 ff.

Im Folgenden sollen zu einzelnen Stellen Quellennachweise gegeben werden. Die betreffenden Nachrichten sind in weniger bekannten Schriften verstreut.

Zu S. 32. Die Stelle aus Charlotte von Steins Brief findet sich bei H. Düntzer, Zwei Bekehrte. Leipzig 1873. S. 335.

Zu S. 80. Der Brief Humboldts an Karoline vom 1. September 1788 ist abgedruckt in dem Aufsatze von P. Schwenke, aus Wilhelm von Humboldts Studien-

jahren, Deutsche Rundschau 1891, S. 262 f., der vom 23. Januar 1789 ebenda S. 238. —

Zu S. 88. Die Aeußerung Gleichen-Rußwurms bringt Berger im Marbacher Schillerbuch Bd. 3. S. 170. —

Zu S. 125. Der Brief Karolines von Dacheröden steht in dem Werke Charlotte von Schiller und ihre Freunde, herausgegeben von Urlichs, Bd. 2. Stuttgart 1862. S. 150 ff. —

Zu S. 128. Die Aussprache zwischen Karoline und Lotte in Jena erwähnt Gleichen-Rußwurm in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Lotte, Jena 1908, S. XIV, die Stelle aus Karolines Brief an ihre Erfurter Freundin hat Leitzmann im Euphorion XV. S. 235 mitgeteilt. Ebenda auch Karolines neuer Plan: „Mein Plan gefällt Schiller nicht." —

Zu S. 150. Dr. Eicke als Begleiter Schillers nach Karlsbad s. Schillers Gespräche, herausgegeben von J. Petersen, Leipzig 1911, S. 174 f., der Aufenthalt in Jena S. 176. —

Z. S. 151. Humboldts Brief vom 6. Juli 1790 s. Deutsche Rundschau 1891, S. 250. —

Zu S. 152. Die Briefe Karolines an Frau von Humboldt im Oktober und Dezember 1791 s. Leitzmann im Marbacher Schillerbuche Bd. 2. Stuttgart 1907, S. 186 ff. —

Zu S. 155. Zu Beulwitz' Verhalten gegen Karoline vgl. noch folgende Briefstellen. Schiller schreibt am 29. Juli an Karoline: „Sey doch ja froh meine liebe, daß U. sich so beträgt — da doch noch nichts geschehen kann. [Das n o c h ist bezeichnend!] Eine anhaltende verstimmte oder gar unfreundliche Existenz mit ihm könntest du nicht ertragen. Suche aber seine Weichheit dazu zu benutzen, daß er dir Freiheit über dich selbst läßt." Weiterhin mit Beziehung auf Dalberg: „Sag ihm etwas leidliches über U. Ich glaube, es machte ihm Freude. So lange in der Hauptsache nichts geschieht, so kann ihn, wie ich denke, nur dein gutes Verhältnis mit U. beruhigen, und er öfnet sich dir um soviel freier wenn er sich d a r ü b e r keine Sorge machen darf." Vgl. auch Lottes Briefe an Schiller aus Rudolstadt vom 30. Juli, wonach augenscheinlich die Mutter von schwerem Kummer bedrückt war. Ferner Schiller an Karoline am 11. September: „Mache jetzt sogleich den Versuch mit dem U — So wie Du es jezt an-

fängst, wird er sich gewöhnen." Dann am 5. Oktober an Lotte und Karoline: „Es freut mich, daß der U. sich so ordentlich aufführt. Dafür will ich ihm auch recht viel schönes vorsagen." Aus allen diesen Aeußerungen erkennen wir, daß Schiller zu dieser Zeit mehr auf Karolines als auf Beulwitz' Seite stand. —

Zu S. 155. Ueber die Veränderung in den Zimmern s. den Brief Lottes an Wilhelm von Wolzogen vom 16. Oktober 1790 in Karolines Nachlaß, 1. Aufl. Bd. 2 S. 196. —

Zu S. 160. Der Abschiedsbrief Adlerskrons findet sich in Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. 3. Stuttgart 1865, S. 90 ff.

Zu S. 161. Karolines Brief an Adlerskron s. Marbacher Schillerbuch Bd. 1 S. 360 f. Ueber Karoline in Schwaben s. Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. 2 S. 9, 12. K. v. Wolzogen, Schillers Leben Bd. 2 S. 102. Briefe von Beulwitz und seiner Schwiegermutter s. Charlotte von Schiller und ihre Freunde Bd. 2.

Zu S. 162. Schillers Brief an Beulwitz s. Marbacher Schillerbuch Bd. 3 S. 4 f. Daß Karoline am 6. Februar 1794 noch in Ludwigsburg war, geht hervor aus Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Bd. 1 S. 441 . Der undatierte Brief Wolzogens an Schiller, ebenda Bd. 2 S. 120, wird von Urlichs irrtümlicher Weise in den Winter 1794 gesetzt. Vgl. dazu auch den Brief von Salis in Karolines Nachlaß Bd. 2 S. 399 ff. Zu Schönfeldt vgl. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen Bd. 1 S. 85. —

Zu S. 164. 17. Juni: vgl. Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart 1859 S. 131. 24. Juni: vgl. Schillers Briefe herausgegeben von Jonas Nr. 731. Schillers Aeußerung über Karoline s. Jonas Nr. 775. —

Zu S. 177. Ueber den Grafen Schlabrendorf vgl. Karolines Nachlaß Bd. 2 S. 74—105, Varnhagen von Ense in Raumers Historischem Taschenbuche Bd. 3 S. 247 bis 308, Bertha Badt in der Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 9. Jahrg. S. 211—226. Ueber Mühlmann vgl. Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen Bd. 3, Berlin 1909, S. 326, 330, 347. Charlottes Aeußerung über ihre Schwester s. Charlotte und ihre Freunde Bd. 1 S. 589. —





